

Sezession

Sexpolitik

Autorenportrait
Camille Paglia

Karlheinz Weißmann
Linke, Sex und Politik

Werner Olles
Sex 68

Johannes Ludwig
Schwule Verschwörungen

Ellen Kositza
Dämliche Herrschaft

36

Juni 2010
10 EURO
ISSN 1611–5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositza, Götz Kubitschek (verantwortlich), Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann.

8. Jahrgang, Juni 2010,
Heft 36

Sezession erscheint im Februar, April, Juni, August, Oktober und Dezember. Der Preis für das Einzelheft beträgt 10 € zzgl. Versandkosten. Wer *Sezession* für mehr als lesenswert hält, kann ein Förderabonnement (75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das normale Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet 45 €, ermäßigt 30 € (junge Leser in Ausbildung), jeweils inkl. Versand. Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr. Wird das Abonnement nicht bis zum 30. November gekündigt, verlängert es sich um ein weiteres Jahr.

 Für Anzeigenkunden gilt die Preisliste Nr. 8 vom März 2008.

Manuskripte sind stets willkommen und sollten für einen Kurzbeitrag 8.500, für einen Grundlagenbeitrag 14.500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Albersroda
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 42

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

Motiv der Titelseite:
Judith mit dem Haupt des Holofernes

1 **Editorial**

Thema

2 **Autorenportrait Camille Paglia**
Ellen Kositza

6 **Zum Kämpfen zu fett**
Alexander Schuller

10 **Sexpol – Die Linke, der Sex und die Politik**
Karlheinz Weißmann

16 **Sex 68**
Werner Olles

20 **Dämliche Herrschaft**
Ellen Kositza

24 **Vom faschistischen Eros**
Siegfried Gerlich

28 **Vom schwulen Eros**
Martin Lichtmesz

32 **Vom pädagogischen Eros**
Michael Stahl

36 **Schwule Verschwörungen**
Johannes Ludwig

40 **Mann sein lernen**
Martin Lichtmesz

42 **Amazonen**
Karlheinz Weißmann

Dienste

44 **Rezensionen**

52 **Vermischtes**

56 **Briefe an Alle und Keinen**

Informationen zu den Autoren in diesem Heft auf Seite 9.

Der Bildteil in der Mitte des Heftes zeigt diesmal Plastiken der Künstlerin Susanne Kraißer.

Editorial

von Karlheinz Weißmann

Erzbischof Dyba war der letzte bedeutende Vertreter des katholischen Konservatismus in der deutschen Hierarchie. Kurz vor seinem Tod äußerte er, der dramatische Wandel der geltenden Wertordnung sei besonders deutlich daran ablesbar, daß man noch zehn Jahre zuvor für verrückt erklärt worden wäre, hätte man die Möglichkeit einer »Schwulenehe« behauptet. Es klang dabei Irritation nach, daß etwas, das gestern noch als unsittlich und vorgestern noch als strafbar betrachtet wurde, heute einen Anspruch auf Geltung, mehr noch: auf Normalität und Normativität, behaupten könne. Mittlerweile ist sogar diese Irritation verschwunden. 2010 sind wir so weit, daß weder die »eingetragene Lebenspartnerschaft« von Homosexuellen noch bekennende Schwule in hohen politischen Ämtern irgendwelche Debatten auslösen, Pornographie ist ein Wirtschaftsfaktor ersten Ranges und in Flensburg sogar mitbringselfähig. Für Unruhe sorgt nicht einmal, wenn allerletzte Tabus in Frage stehen, wie etwa das Inzestverbot.

Die sexuelle Revolution erweist sich als eine permanente. Es gibt keine Bastion, die sie nicht nehmen, keinen hinhaltenden Widerstand, den sie nicht zermürben könnte. Das hat mit der vitalen Kraft des Erotischen zu tun, die sich niemals vollständig zähmen läßt, selbst dann nicht, wenn man sie so massiven Restriktionen wie Monogamie und Zölibat, oder der Feststellung des Straftatbestands Ehebruch oder homosexueller Akt unterwirft. Daß man diese Restriktionen und dann alles andere, was bis dahin hegend wirkte, abräumt, sobald der Komfort und der technische Stand es zu erlauben scheinen, ist Grund für die Plausibilität der »sexuellen Befreiung«. Das Ideal des autonomen Menschen bedeutet auch und gerade sexuelle Autonomie, das Recht, sich nur noch mit seinem Unterleib zu beschäftigen, von der Masturbation bis zur freien Wahl des Geschlechts und der »Vorlieben«.

Daher werden Einwände bloß geltend gemacht im Namen derselben Autonomie, das heißt, wenn bestimmte sexuelle Praktiken anderen – in Sonderheit Kindern oder Schutzbefohlenen – ihre Selbstbestimmung rauben. So erklärt sich die Verve, mit der der Mißbrauch in kirchlichen Einrichtungen und die Zurückhaltung, mit der die Übergriffe an linken Reformschulen behandelt werden. Im ersten Fall wirkt die autoritäre Struktur aufreizend, im zweiten der Liberalismus entschuldigend.

Eine optimistische Deutung der Debatte könnte immerhin lauten, daß so etwas wie Erschrecken über die Konsequenzen der Sexualisierung erkennbar werde. Aber man darf Zweifel haben, daß Anlaß zum Optimismus besteht. Denn die Neigung zur Instrumentalisierung ist stark. Eignen sich die Vorgänge doch zu einem Angriff auf den Katholizismus, in mancher Hinsicht das Christentum überhaupt, und dessen Sexualmoral, oder zur Generalkritik an pädagogischen Konzepten, die nicht im Nutzenkalkül oder dem Evaluationswahn aufgehen.

Wenn man tatsächlich Abhilfe schaffen wollte, müßte der Ansatz ganz verändert werden. Dann wäre zuerst eine Bilanz der Sexualpolitik aufzumachen und die Frage zu stellen, welche Folgen eine Lebensweise nach sich zieht, die den Menschen einerseits vollständig zu vereinzeln sucht, andererseits einer Dressur in der Masse unterwirft, die das Intimste dauernd an die Öffentlichkeit zerrt und gleichzeitig suggeriert, daß das ein Beweis für Autonomie sei. So weit wird es nicht kommen: Konsequenzvermeidung ist eine Signatur unserer Zeit, und niemand will hören, welcher Preis für die westliche Lebensform zu zahlen ist. Benedikt XVI. sprach von einer »Zivilisation des Todes«, die hier zur Macht gelangt sei. Auch der Zusammenhang von Sexus und Tod ist elementar.

Autorenportrait Camille Paglia

von Ellen Kositza

Frauen, die nicht einstimmen ins radikaldemokratische, feministische Grundrauschen, sind hierzulande nahezu unsichtbar. Christa Meves und Gabriele Kuby dürfen in ihren begrenzten christlichen Kreisen wirken, Karin Struck und Eva Herman wurden gebrandmarkt, in krassen Szenen bei Talkshows ausgebootet und hernach der Lächerlichkeit preisgegeben, Alice Schwarzers Kontrahentin Esther Vilar sah sich aufgrund von ausufernder Hetze gar gezwungen, das Land zu verlassen. Zwar habe es an diese Frauen zahlreiche Solidaritätsnoten »aus dem Volk« gegeben, Zustimmungen aus dem Privaten. Mehr als einen gewissen Niederschlag auf Leserbriefseiten brachte es nicht: Feminismus ist Leitkultur. Die mangelnde mediale Präsenz kühner Feminismuskritikerinnen umgibt daher ihr Anliegen mit einer harmlos-rosigen Aura oder dem Ruch von Mottenkugeln jenseits des Haltbarkeitsdatums.

»Die meisten Frauen haben keinen Mut zur Unbeliebtheit, deshalb glucken sie zusammen und praktizieren Gruppendenken. Ich schon. Ich brauche bloß Respekt. Ob man mich mag, ist mir egal«, sagt Camille Paglia und spricht damit eine Halbwahrheit aus. Keine Frage, Paglia, die mal als »Anti-Feministin«, mal als »Radikalfeministin« Apostrophierte, ist furchtlos; richtig auch, daß man Kampfschwimmerinnen gegen den *(Gender-)Mainstream* mit der Lupe suchen muß; daß sich medienpräsente Frauen stärker als Männer im politischen Mittelmaß breitmachen und Akademikerinnen an den reichhaltigen Töpfen des *Gender*-Budgets. Wenn Anne Will und ihre publizistischen Schwestern mal »richtig kritisch« einhaken, dann tun sie es zur Verteidigung der Allgemeinplätze. Das ist natürlich eine Anerkennungsneurose.

Andererseits wird das »Gruppendenken«, die Konformitätsneigung, die Paglia für typisch weiblich hält, in Deutschland rigide von Maßgaben der Medienindustrie befördert. In Paglias Heimat, den USA, dürfen Frauen, die weit jenseits des linksliberalen Spektrums stehen, Kolumnen



Camille Paglia, 2006

in den Leitmedien führen, sie sind gesuchte Interviewpartner und dürfen in politischen Fernsehformaten den streitbaren, jedoch respektierten Gegenpart geben. Karrieren wie die von Ann Coulter, Christina Hoff Sommers, Sarah Palin sind in Deutschland schlicht undenkbar. Ohne daß sie einer politischen Clique je angehörte, ist Camille Paglia seit zwanzig Jahren mit weitgehend ununterbrochener Medienpräsenz das intellektuelle *enfant terrible* unter den Antifeministinnen. Paglia wuchs als Kind einer italienischen Einwandererfamilie in New York auf, entdeckte früh ihre lesbische Neigung und graduierte als Philosophin in Yale.

Ihr Ruf als »akademischer Rottweiler« wurde beizeiten gefestigt: Ihr Betragen war bisweilen unverschämt, ihre Sprache unverblümt, ihre wissenschaftlichen Leistungen enorm. Die erweiterte Fassung ihrer Dissertation lag 1981 vor. Es sollte ein Jahrzehnt vergehen, bis sie einen Verlag für ihr Mammutwerk fand, von dem sie mutmaßt, es sei das dickste Buch, das je von einer Frau geschrieben wurde. *Sexual personae* umfaßt allein in der deutschen Taschenbuchübersetzung knapp 900 Seiten. Sowohl dieses *Opus magnum* als auch der hübsche Extrakt (*Sexualität und Gewalt. Oder: Natur und Kunst*), den dtv Mitte der Neunziger publizierte, sind heute vergriffen, antiquarisch sind Buch und Büchlein gelegentlich zu finden.

Camille Paglia: *Sexual Personae. Art and Decadence from Nefertiti to Emily Dickinson*, Yale 1990; dt.: *Die Masken der Sexualität*, Berlin 1992, zuletzt München 1994.

Camille Paglia: *Sexualität und Gewalt oder: Natur und Kunst*, München 1996.

Gleich mit dem ersten Satz läutet Paglia, streng katholisch sozialisierte Tochter, häretisch ein: »Am Anfang war Natur.« Nicht: das Wort, da Worte zu Lüge und Verbrämung neigten und eine der Maskeraden der sexuellen Determination darstellten. Ewig sei der Unterschied zwischen Mann und Frau. Mithin interessiert sich die Wissenschaftlerin Paglia in bezug auf das Christentum allein für dessen heidnische Urgründe. Die Sexualität, bestimmt durch »dunkle pagane Mächte« und nur oberflächlich gebahnt durch kulturelle Transformationen, markiere dabei die »heikle Schnittstelle zwischen Natur und Kultur«. In den Masken läßt Paglia die Kultur- und Literaturgeschichte vom alten Ägypten bis ins 19. Jahrhundert unter den – für sie bestimmenden – Vorzeichen der Geschlechterdifferenz antreten. Kultur, so ihre These, entstehe im wesentlichen durch die Domestizierung von Sexualität. Die Geschichte sei geprägt durch das Ringen zwischen hebräischer Wort- und heidnischer Bildkultur. Von Nietzsches Interpretation beeinflußt sind die Gegensatzpaare, mit denen Paglia arbeitet und aus deren stetigem Ringen sie sämtliche Kulturleistungen ableitet: Hier das Apollinische als genuin männliches (und westliches) Prinzip, als Klarheit, Sprache, Struktur und Erfindungsgabe zutage tretend – dort die dionysischen Kräfte: das Erdgebundene, Irrationale, Fließende, Weibliche, der fruchtbare Urschlamm. Kunstschaffen und Transzendenz entstehe allein aus männlich-apollinischer Abwehr der chthonischen Verlockung. Der weibliche Körper, gleichgültig gegen den Geist, der ihn bewohnt, habe organisch nur eine Bestimmung, »die Schwangerschaft, deren Verhinderung uns ein Leben lang beschäftigen kann. Die Natur kümmert sich nur um die Gattung, nie um den einzelnen.« Die nicht unwesentliche Rolle der Frau als Kulturvermittler allerdings spart Paglia aus.

Ihr eigenes »sexuelles Versagen« hat die Lesbierin Paglia eingeräumt. Doch gesteht diese *»woman warrior«*, als die sie tituliert wurde, diese »narbenbedeckte Veteranin der Geschlechterkriege« (Paglia über Paglia),

daß ihr eigener juveniler Protest gegen die primäre Sozialisation (die Erziehung als Mädchen also) sie mit ähnlichem Furor »geradenwegs zur Biologie« zurückgeführt habe. Niemand, auch nicht die gleichsam »männlich« auftretende Frau, könne letztlich aus seiner, aus ihrer Haut. Einer ihrer wenn auch banalen, doch luziden Belege zielt auf das Urinieren der Geschlechter: Während der Mann einen ausgreifenden Strahl herstelle, dünge die Frau bezeichnenderweise nur den Boden unter sich (erfindungsreiche Feministinnen haben längst Stehpinkelhilfen erfunden, und das Sitzpinkelgebot für Männer ist hinlänglich bekannt). Die Geschlechterdifferenz sei zwingend: »Wir können dem Leben in diesen faschistischen Körpern nicht entfliehen.« Der zivilisierte Mensch verheimliche sich gern, wie sehr er der Natur ausgeliefert ist. »Die Macht der Kultur, der Trost der Religion: Darauf konzentriert er sich, daran glaubt der Mensch.« Ein »Schulterzucken der Natur« reiche, um dieses brüchige Gefüge einstürzen zu lassen und atavistische Verhaltensweisen zum Vorschein zu bringen.

Paglia ist eine Kritikerin Rousseaus, und in dessen Gefolge ebenso der Milieutheorie. Die Dekonstruktivisten und Poststrukturalisten (»französischer Quatsch«, »intellektuelle Leichen«) haßt sie leidenschaftlich. Die breite Wirkung, die Derrida, Lacan, vor allem aber Foucault in akademischen Kreisen feierten, nennt Paglia ein krankes »Führer-Syndrom«, »die Sehnsucht vermeintlich freier, liberaler Denker nach einer Autorität.« Der moderne Feminismus (Paglia spricht sich durchaus für eine formale, politische Gleichstellung von Frauen aus) gilt ihr als eine Hauptströmung, die den wirklichkeitsblinden Machbarkeitsglauben jener Vorväter beerbt hätte. Indem sie »sich bemühen, der Sexualität Machtverhältnisse auszutreiben, wenden sie sich gegen die Natur. Sexualität ist Macht.« Während Paglias Fokus der Natur (als »Schicksal«) und ihren Gesetzen gilt, ist ihre Leidenschaft der Kunst gewidmet, der kreativen Schaffenskraft, dem, was ihr als männliches Prinzip gilt: »Wäre die Zivilisation den Frauen überlassen, säßen wir heute noch in Schilfhütten.« Daß sie regelmäßig der Misogynie bezichtigt wird, ficht sie nicht an. Sie beschreibe nur, was sie sehe, und vor Frauen, die sich selbst ermächtigen, zieht sie den Hut.

Gewohnt brachial zeigt sie jeglichem Machbarkeitsdenken in punkto »Rollentausch« die rote Karte: Dafür sei die Natur ein zu »strenger Lehrmeister. Sie ist die Schmiede, auf deren Amboß der Individualismus zertrümmert wird.« Keine Gesetzgebung, kein Beschwerde-Ausschuß könnten an den Grundtatsachen geschlechtlicher Bedingtheit rütteln.

Ist das so? Haben die neuen Sozialtechnologien der Sexualingenieure nicht Schluß gemacht mit solchen Bildern von Hammer und Amboß, von urweiblich und urmännlich? Ob der scheinbare Siegeszug der spätfeministischen *Gender*-Ideologie dauerhaft sein wird, ist in der Tat eine offene Frage. Wie viele Ehen, wie viele Liebschaften und Selbstkonzepte an der praktischen Umsetzung der *Gender*-Doktrinen scheitern, darüber fehlen naturgemäß Statistiken. Keine Frage ist, daß mit der Zurückdrängung der Natur in allen Bereichen des Lebens auch das Weibliche an Bedeutung verliert. Es per Vätermonate *et al.* den Männern einpflanzen zu wollen, ist ein utopischer Wahn. Denn gemäß Paglia genügt ein Kratzen an der Oberfläche solcher Gesellschaftsvereinbarungen – und der Dämon der sexuellen Natur breche hervor.

Beißend ist der Spott, den Paglia für das vielgepriesene Idealbild des androgynen Menschen bereithält, warnend ihr Ton gegenüber Libertins: »Sexuelle Freiheit, Befreiung der Sexualität: Das sind moderne Illusionen. Wird eine Rangordnung weggefegt, tritt sogleich eine andere an ihre Stelle, die vielleicht rigider ist als die erste. Es gibt Rangordnungen der Natur und abgewandelte Rangordnungen in der Gesellschaft. Gesellschaft ist (…) unser fragiles Bollwerk gegen die Natur. Wenn die Achtung vor Staat und Religion gering ist, sind die Menschen frei, empfinden diese Freiheit aber als unerträglich und streben nach neuer Knechtschaft.« Hierarchische Prinzipien hält Paglia nicht nur für »schön«, sondern für notwendig: »Egalitarismus verstrickt, hält auf, blockiert, stellt still.«

Camille Paglia: *Sex, Art and American Culture*, 1992, dt.: *Der Krieg der Geschlechter. Sex, Kunst und Medienkultur*, 1993.

Paglias Ruhm in Deutschland währte kurz. Mit ihrem beharrlichen Rekurs auf das Körperliche als das Maß der Dinge, ihrem Beharren auf dem unerbittlichen »Faschismus der Natur« hat sich Paglia bisweilen den Schmähruf einer Biologistin eingehandelt. Die Frau, die Vergewaltigungen erklärbar machen wollte, Pornographie als urmännliches Bedürfnis versteht, Männlichkeit aufs engste mit Homosexualität verknüpft sieht,

die Todesstrafe befürwortet und sich genauso unmißverständlich für ein Recht auf Abtreibung einsetzt, wie sie dasselbe als »Mord« und ewiges »Recht des Stärkeren« bezeichnet, gilt sowohl Bürgerlichen als auch Feministinnen als zynisches Schreckgespenst. Was auf Gegenseitigkeit beruht: Emanzen sind für Paglia »trübsinnige Figuren«, häßlich, beschränkt und prüde, geschrumpfte Existenzen ohne Substanz, die mit »verkümmerten Bücherwürmern« das Bett teilen.

In den USA reüssiert sie bis heute als streitbarer Gast in Talkshows, sehr klein und zierlich, augenrollend und – intellektuell stets eloquent – Wortkaskaden auftürmend. Wir dürfen trotz einer offenkundigen Geistesverwandtschaft kaum annehmen, in Paglia die heimliche Enkelin des früh und freiwillig aus dem Leben geschiedenen Otto Weininger (1880–1903) zu entdecken. Nicht nur, weil Weiningers Homosexualität das unwahrscheinlich macht; in den Literaturverzeichnissen Paglias taucht der jüdische Antisemit und Vater eines modernen Antifeminismus nicht einmal auf. Ihre Lehrer und Ikonen heißen Edmund Spenser, Shakespeare, Lord Byron und, allen voran, de Sade. Von Paglia hingegen läßt sich kaum sagen, sie hätte eine Denkschule begründet. Mit Abstrichen allerdings könnte man behaupten, Charlotte Roche hätte mit ihren »Feuchtgebieten« Paglias Thesen trivialisiert.

Otto Weininger: *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*, zuletzt 2010.

Paglia, die angeblich gern blutige Steaks in rauhen Mengen verzehrt, ist mittlerweile 63 Jahre alt. Sie lehrt als Professorin für Medien- und Geisteswissenschaften in Philadelphia. Bewußt lebe sie in einem kleinen Vorort anstatt in den brodelnden Städten wie New York oder Washington, die keine guten Orte seien, um sich als Intellektuelle einen unabhängigen Status zu bewahren. Das Leben dort mit seinen sozialen Netzwerken, Partys und Empfängen mache verletzlich und abhängig von der veröffentlichten Meinung. Großstadtleben schaffe Duckmäuser, sie kenne das aus eigener Anschauung.

Jene Camille Paglia, die die gesamte abendländische Geistesgeschichte griffbereit im Marschgepäck vorhält, scheut sich nicht vor den Niederungen des Trivialen. Es ist einigermaßen irritierend, sie – etwa auf ihrem Kolumnenplatz des amerikanischen Internetmagazins *www.salon.com* – über Pop-Phänomene schwadronieren zu sehen. Nichts aus der Welt des Boulevards ist ihr fremd. Sie hat ellenlange Lobeshymnen über Madonna verfaßt, beurteilt Lady Gaga kritisch und so weiter. Paglia sieht sich als provozierende Vermittlerin zwischen der weltfremden linken, nach wie vor von Marxismus und Frankfurter Schule beeinflußten Welt der Universitäten einerseits und den Massenmedien andererseits, wo das Herz des Volkes schlage. »Establishmentfeindliche Einzelgänger wie ich sind wieder in Mode«, schreibt sie selbstironisch. Das sei typisch amerikanisch: sie dürfe den *»lonesome Cowboy«* geben, der »aus der Wüste kommt, um im Salon herumzuballern und die Ratten aus der Stadt zu jagen.« Hillary Clinton (deren Einstellungen sie mit dem üblichen männerfeindlichen »Feminazi«-Gepäck beladen sah) erntete ebenso Paglias Kritik wie vordem deren Mann Bill. Als eine der wenigen US-Intellektuellen befand sie Clinton nach seiner Sex-Affäre mit Monica Lewinsky als untragbar für ein repräsentatives politisches Amt.

In jüngerer Zeit hat Paglia als Verteidigerin der geschaßten konservativen Präsidentschaftskandidatin Sarah Palin von sich reden gemacht. Die Medienhetze gegen Palin verglich Paglia mit der Hysterie der Hexenprozesse. Die Demokraten verhöhnten die Religiosität der Republikaner, hätten mit ihrer eigenen, neuerdings so intoleranten, Ideologie jedoch eine säkulare Ersatzreligion geschaffen. Mit Palin, die ihr Selbstbild eben nicht aus *Gender-Studies* kreiert habe, würde endlich ein wahrhaft »muskulöser Feminismus« Zähne zeigen. Ihr, der konsequenten Abtreibungsgegnerin, sei es gelungen, die pseudohumanistische Inkonsequenz der Linksliberalen zu entlarven. Denn wie könne man gleichzeitig das Recht auf Abtreibungen befürworten und die Todesstrafe für barbarisch halten? Paglia: »Verdient nicht ein Verbrecher eher seine Auslöschung als ein Unschuldiger?«

Der Vergleich Paglias mit einer deutschen Feminismuskritikerin vom Schlage Eva Hermans gleicht dem eines aggressiven Kampfhunds mit einem gepflegten Labrador. Wo Herman »ausholt«, heißt das: Sie setzt an zu einer detaillierten Rechtfertigung. Wenn Paglia »ausholt«, dann zum Angriff! Daß sie auf Schmähungen – die sie zahlreich trafen und treffen – überhaupt je reagierte, wäre unbekannt.

Weitere Bücher von Camille Paglia:

Vamps and Tramps: New Essays, New York 1994

Madonna Megastar. Photographs 1988–93, München 1994

The Birds, London 1998 (dt: *Die Vögel. Der Filmklassiker von Alfred Hitchcock*, Hamburg 2000)

Break, Blow, Burn. Camille Paglia Reads Fourty-three of the World's Best Poems, 2005

Zum Kämpfen zu fett

von Alexander Schuller

Der menschliche Körper ist nicht, was er scheint, nicht nur. Er ist mehr und weniger und anderes. Er ist auch, was er war, was er sein wird, was er träumt. Der Körper ist nicht nur Natur, er ist auch Kultur, biologische Vorlage, soziales Konstrukt. Der Körper bewegt sich – in vielen Formen, in vielen Räumen, auch wenn wir sie noch gar nicht alle kennen.

Der Körper ist Diskurs und auch Podium des Diskurses. Über und mit dem Körper werden wir zum Sprechen ermächtigt. Unser Universum hat kein anderes Zentrum. Der Körper durchwuchert unseren intimsten, unseren alltäglichsten Alltag und unsere heißesten Hoffnungen. Er bestimmt unsere Identität, und unsere Identität bestimmt unseren Körper. Den Sport, die Mode, die Medizin, den Film, den Krieg, die Kunst, alle großen gesellschaftlichen Subsysteme betreibt der Körper. *Imperium corporis*. Und natürlich stellt er damit die Machtfrage, eigentlich schon die Allmachtfrage. Wer und was verfügt über den Körper, den individuellen, den evolutionären, den gesellschaftlichen, den utopischen Körper? Natürlich gibt es den gequälten, den getöteten, den verworfenen Körper; millionenfach. Aber auch der, gerade der, übt Macht aus, kühne, dunkle, magische Macht. Gerade der, der geschlachtete Körper, hat seinen Sinn, seine Perspektive. Vielleicht ist es die befreite, vielleicht die gläubige, vielleicht die satte Gesellschaft, irgendeine Utopie jedenfalls, wie latent auch immer sie sei. Der Körper hält uns auf Trab, morgens beim Joggen und danach bis tief in die Nacht mit seinen Träumen, bis in die Transzendenz hinein.

Der Nutzen definiert und – auch das – deformiert den Körper. Nur der nutzlose Körper ist der selbstbestimmte Körper: nur er entwirft sich selbst. Kein Gen, keine Gewerkschaft und kein Gott stehen ihm zur Seite. Gebrauchswert und Glanz sind ihm negativ korreliert. Das ist die latente Botschaft der Charta der Menschenrechte. Der Körper konkretisiert sowohl seine je spezifischen sozialen und kulturellen Verhältnisse als auch seine Maßstäbe, seine Hoffnungen, seine Zukunft, seine Ideologie, seinen Anspruch. Dieser Körper hat Erkenntniswert. Manchmal tritt er auf

als der von Tattoos kultivierte Körper der Michelle McGee, oder er lächelt uns mit gepiercten, schwarz geschminkten Lippen lockend entgegen. Wenn Mode den Körper deformiert, unterwirft sie ihn keinem Nutzen, sie setzt ihn frei. Sie führt eine von Zeit zu Zeit fällige Bestandsaufnahme durch. Der modisch markierte Körper indiziert den Zeitgeist. Gezwungen wird er zu nichts. Er ist nicht Opfer. Wer sich nicht piercen möchte, kann sich die Brüste silikonisieren, die Muskeln aufblähen, die Füße brechen, die Haare grün oder rot färben oder beides lassen. Mode ist die Freiheit zur eigenen Wahrheit. Und sie hat Tradition. Sowohl schminken als auch Färben sind uralt und gehörten schon zur Grabausstattung der Pharaonen.

Phänomenologisch sind Mode und Verstümmelung nicht grundsätzlich unterschieden, kulturell sind sie dichotom. Die Verstümmelung folgt einem Konzept von Nutzen und von Herrschaft, meist beidem. Die Kastraten am chinesischen Kaiserhof, die vielen von den Arabern gefangenen und dann kastrierten afrikanischen männlichen Kinder fungierten als Nutz-Objekte, sie waren nicht selbstbestimmte Punks. Zugleich erhebt sich die grundsätzliche Frage, ob und inwieweit sich modisches Handeln als selbstbestimmtes, also rein individuelles Handeln verstehen läßt, zumindest muß der Zusammenhang zwischen der herrschenden Kultur und der jeweiligen Person als interaktiv formuliert werden. Das illustriert der in den meisten westlichen Gesellschaften herrschende Diät-Kult deutlich. Jeder Diätist reguliert seine Mahlzeiten freiwillig. Trotzdem folgt er einer gesellschaftlichen Norm.



Birth Machine – HR Giger 1967

Schon immer war dem Menschen der eigene Körper das Objekt seiner narzißtischen Hingabe, aber erst seit der Renaissance war er auch das Objekt seiner wissenschaftlichen Neugier. Bahnbrecher war der Flame Andreas Vesalius (1514–1564). Er schuf das morphologische Konzept des menschlichen Körpers und damit die Anatomie. Er machte den menschlichen Körper transparent. Er war zudem ein begnadeter anatomischer Zeichner. Mit seinen exakten, eleganten Zeichnungen des menschlichen Körpers wurde er zum eigentlichen Begründer der heute elektronisch durchgeführten bildgebenden Verfahren in der Medizin. Das Röntgenbild, das Sonogramm, selbst das moderne Kernspintomogramm basieren auf dem von Vesalius begründeten invasiven Denk-Modell. Der Mensch offenbarte sich, wörtlich und konzeptuell. Er wurde damit aber auch zum beliebig verfügbaren Datenkörper. Er wurde enteignet. Man kann Vesalius also auch als den paradigmatischen Wegbereiter von Google verstehen. Mit der topographischen Eröffnung der Innenwelt des menschlichen Körpers durch Vesalius wird auch seine funktionale – also physiologische – Innenwelt zum verfügbaren Arbeitsmaterial der Wissenschaft. Anabolika, Cortison, Chemotherapie werden irgendwann später zu magischen Begriffen, Grenzwächter zwischen Krankheit und Glück, zwischen Leben und Tod. Im 20. Jahrhundert werden dann drei kleine Buchstaben, EPO, zum Symbol pharmazeutisch gesteuerter Leistungen im Sport, im Leben überhaupt. Das hat Folgen: psychische, soziale, juristische, ökonomische. Identitäten, Lebensgeschichten, Selbstbilder werden neu konfiguriert.

Noch genauer wird der Einblick in den menschlichen Körper mit der Entwicklung der Gentechnologie. 1953 kommt es zu einem qualitativen Sprung: James Watson und Francis Crick entschlüsseln das menschliche Genom (DNS). Prinzipiell ist damit der Weg zur wissenschaftlichen Reproduktion des Menschen eröffnet. Das wäre die höchste Form der biologischen Selbstbestimmung des Menschen, und an ihr wird gearbeitet.

Die Medizin will den menschlichen Körper nicht nur durchschauen, sie will ihn verändern, ihn in die Perfektion treiben. Die Differenz zwischen Diagnostik und Therapie markiert diese paradigmatische Differenz, die Differenz zwischen Reflexion und Aktion. Der Schlüsselbegriff der Therapie heißt Operation, ein Begriff, der auch als militärische Operation ein eigenes, aber nahes Bedeutungsfeld abdeckt. In beiden Bereichen geht es um Macht. Diese Macht demonstrierte am 3. Dezember 1967 ein bis dahin unbekannter südafrikanischer Arzt, Christiaan Barnard, mit

der ersten Herztransplantation. Seine Operation hatte symbolische Bedeutung. Sie demonstrierte die Macht und den Anspruch der modernen Medizin, den ganzen Menschen in den Griff zu nehmen. Der Operateur – Feldherr und Sieger in der Schlacht um das menschliche Herz – wurde zur Ikone. Schon immer standen der Medizin sowohl magische als auch militärische Modelle zur Verfügung. Sowohl Heilung als auch Operation, sowohl Kampf als auch Frieden sind im Angebot. Die Expansion, die Ausdifferenzierung der Medizin in verschiedene Körperteile führte und führt allerdings zu lebhaften Bruderkämpfen. Wem gehört welches Terrain, welche Strategie, welcher Körperteil? Und jede medizinische Disziplin hat ein anderes Körperbild, ein anderes Menschenbild, ein anderes Gesellschaftsbild. Der Psychoanalytiker, der Endokrinologe und der Chirurg leben in gegenseitiger Sprachlosigkeit, können sich untereinander nicht mehr verständigen. Der kurzfristige, vom 68er-Geschrei begleitete Sieg der psychoanalytischen Medizin, in Deutschland unter der Führung von Horst-Eberhard Richter und Alexander Mitscherlich, ist längst von der operativen, der technischen, vor allem der gentechnischen Medizin erledigt worden. Hinter der anti-autoritären Geste der Psychoanalyse verbarg sich ein totalitärer Machtanspruch.

Inzwischen erobert die Prothesen-Medizin den Menschen, mit sowohl natürlichen als auch künstlichen Transplantaten. Diese Medizin konstruiert immer mehr einen eigenen, einen alternativen menschlichen Körper. Stück für Stück wird dieser Körper durch Kunst-Stücke ersetzt: Zähne, Brüste, Beine, Leber. Die Grenze zwischen Mensch und Maschine schwindet. Der Mensch wird zum technischen, zum ideologischen Artefakt. Viele Spitzensportler der DDR, Männer und Frauen, hat ihr Staat physisch und seelisch zerstört, ihnen ihre – vor allem – sexuelle Identität geraubt. Allerdings bieten heute pfiffige Ärzte aus dem nunmehr freien Westen jene gleichen, damals politisch motivierten Geschlechtsumwandlungen an. Jetzt geht es nicht um die Erstellung sozialistischer Leistungsmaschinen, sondern um die Kapitulation vor dem deformierten Selbstbild des jeweiligen Patienten. Diskutiert wird vor allem noch der mögliche Beitrag der Kassen. Das alles ist konsequent, Teil des historischen Prozesses und keine Überraschung. Die langfristige Perspektive wird immer deutlicher.

Es geht also um Macht, um paradigmatische Kontrolle, damit aber um ordnungspolitische Kontrolle. Im tatsächlichen Sinne bedeutet Kontrolle: Diagnose und Therapie. Diagnose läßt sich primär handwerklich definieren, aber schon Therapie zielt unumwunden auf Utopie, jedenfalls auf eine Norm. Was also ist diese Körper-Norm, wer definiert sie? Der Trainer, der Koch, der Arzt, der Udo oder der Parteisekretär? Gibt es diese Norm überhaupt noch. Wie erkenne ich jenes Paradigma, das Strukturen schafft und Regeln und Perspektiven? Noch immer werden die alten Fragen gestellt: wer, wem, was? Aber in welcher sozialen Wirklichkeit rotieren diese Fragen? Das ist die entscheidende Frage.

Das noch immer zelebrierte Paradigma des Körpers ist weder biographisch, noch historisch, noch ästhetisch. Es ist weltfremd. Es ist naturwissenschaftlich und abstrakt. Dazu dienen einerseits funktionale Werte, wie der Blutdruck, andererseits statistische Werte, wie das Körpergewicht. Mit Normwerten soll der menschliche Körper festgezurrt, noch ein letztes Mal zur Ordnung gerufen werden: nicht Fressen, nicht Kiffen, nicht Saufen, nicht Rauchen sollen wir. Die Norm ist brav und puritanisch und neben der Spur. Aber die Verhältnisse verwirren sich. Das puritanische Paradigma hat in vielen Bereichen längst seine normative Kraft verloren. Seine verzweifelten Verteidigungswaffen – Mode, Pornographie, Sport – greifen nicht mehr. Eine entfesselte Weltgesellschaft hat die reale Gewalt an sich gerissen, den Pluralismus in die Paranoia getrieben. In vielfach ausdifferenzierten Formen verwirklicht sich nun Freiheit als Fluch, als Flucht, als migratorisches Quatschen, als migratorisches Saufen, als migratorisches Rauchen, als migratorisches Fressen. »Wenn wir nichts dagegen tun, werden die Folgen des Übergewichts sogar die vom 11. September in den Schatten stellen«, meint der amerikanische Admiral Richard Carmona in Anbetracht seiner Rekruten. Der Körper enthüllt sein Gorgonenhaupt. Neben dem durchgestylten, abtrainierten Körper gibt es noch einen anderen extremen weiblichen Typus unserer Zeit: Er trägt beispielsweise den Namen Gabourey Sidibe. Sie ist 27 Jahre alt, sie wiegt 168 Kilo, sie lebt in der Neuen Welt. Dazu sagt Admiral Carmona: *too fat to fight* – zum Kämpfen zu fett.

Autoren dieses Heftes

Siegfried Gerlich, 1967, Studium der Musikwissenschaft und Philosophie in Hamburg, freischaffender Pianist und Arrangeur.
Einblick in ein Gesamtwerk. Siegfried Gerlich im Gespräch mit Ernst Nolte, Schnellroda 2005
Ernst Nolte. Portrait eines Geschichtsdenkers, Schnellroda 2009

Ellen Kositza, 1973, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie, freie Publizistin. 2008 Gerhard-Löwenthal-Preis.
Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie. Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios).
Provokation, Schnellroda 2007
Joachim Fernau. Leben und Werk in Texten und Bildern, Schnellroda 2009 (hrsg. zusammen mit Erik Lehnert)

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie.
Die Existenz als Grenze des Wissens. Grundzüge einer Kritik der Philosophischen Anthropologie bei Karl Jaspers, Würzburg 2006
Joachim Fernau. Leben und Werk in Texten und Bildern, Schnellroda 2009 (hrsg. zusammen mit Götz Kubitschek)

Martin Lichtmesz, 1976, ist Filmemacher und freier Journalist.

Johann Ludwig, 1988, ist Fahnenjunker im Bataillon für Operative Information und derzeit fern der Heimat tätig.

Werner Olles, 1942, Versicherungskaufmann und Bibliothekar i.R., freier Publizist in Frankfurt a.M.

Prof. Dr. Alexander Schuller, 1934, wuchs in Japan und China auf, studierte in den USA, ist Professor für Soziologie an der Freien Universität Berlin (Schwerpunkte: Bildungssoziologie, Anthropologie, Medizinsoziologie, Kultursoziologie) und veröffentlicht als freier Publizist in Hörfunk und Printmedien.
Herausgeber von *Medizin, Mensch, Gesellschaft* (Enke-Verlag), *Paragrana* (Akademie-Verlag), *Historische Anthropologie* (Reimer-Verlag).

Prof. Dr. Michael Stahl, 1948, studierte Geschichte, Germanistik, Philosophie und Soziologie, promovierter Althistoriker, Professor an der Universität Göttingen, seit 1991 Lehrstuhl für Alte Geschichte an der TU Darmstadt.
Gesellschaft und Staat bei den Griechen. Archaische und Klassische Zeit, 2 Bde., Paderborn 2003
Botschaften des Schönen. Kulturgeschichte der Antike, Stuttgart 2008

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, studierte Geschichte und Evangelische Theologie und ist promoviert als Historiker.
Post-Demokratie, Schnellroda 2009
Faschismus. Eine Klarstellung, Schnellroda 2009
Leitbegriffe, Band I des *Staatspolitischen Handbuchs*, hrsg. von Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2009

Sexpol – Die Linke, der Sex und die Politik

von Karlheinz Weißmann

Von dem Schriftsteller Alexander Lernet-Holenia ist das kryptische Wort überliefert, daß er den Sturz der Monarchie vor allem bedauere, weil man seither in Wien keine Orgie mehr feiern könne. Die Äußerung ähnelt der eines anderen Aristokraten, des wandlungsfähigen Talleyrand, der meinte, wer nicht das Frankreich vor der Revolution gekannt habe, der wisse nichts von der Süßigkeit des Lebens. Zu dieser Süßigkeit gehörte auch eine bestimmte Raffinesse des Erotischen, die das *Ancien Régime* erlaubt hatte, allerdings nur für die Elite und nur unter dem Deckmantel der Diskretion. Libertinage gehörte zu den Privilegien einer fest umrissenen Klasse, die wußte, was allgemeine Enthemmung bedeutet.

Daher rührt die Empörung des sittenstrengen Bürgers angesichts der Amoral des Adels, die für den Gang der Ereignisse genauso eine Rolle spielte wie die Untergrundliteratur, die nicht nur den Vorwurf der Lasterhaftigkeit gegen die Oberschicht erhob, sondern auch eine Gattung schuf, in der sich subversive politische Forderung und Pornographie merkwürdig durchdrangen. Der Aufstieg der Du Barry aus dem Bordell in das Bett Ludwigs XV.; die jahrelange Unfähigkeit Ludwigs XVI., die Ehe mit Marie Antoinette zu vollziehen; deren angebliche Liaison mit dem Bruder des Königs oder mit einem Kardinal im Rahmen der »Halsband-Affäre«; Impotenz oder Perversität der Höflinge – die Art, wie diese Dinge in illegalen Liedern, Flugblättern oder Broschüren – den *libelles* – präsentiert wurden (in einer Mischung aus Wahrheit, Halbwahrheit, delikaten Details und schlüpfrigen Anspielungen), brachte Jean-Charles-Pierre Lenoir, den Polizeichef des letzten Königs, zu der resignierten Feststellung, »… die Pariser waren eher geneigt, den böswilligen Gerüchten und den heimlich zirkulierenden *libelles* Glauben zu schenken als den im Auftrag und mit der Erlaubnis der Regierung gedruckten und veröffentlichten Tatsachen«.

Robert Darnton: *Literaten im Untergrund. Lesen, Schreiben und Publizieren im vorrevolutionären Frankreich*, Hamburg 1985.

Der Verbreitung der *libelles* war durch schärfere Zensur so wenig beizukommen wie dem Erfolg der Bücher von Rousseau oder d'Holbach. Die

einen wie die anderen nannte man *livres philosophiques*, was der Bezeichnung »philosophisches« Buch einen zwielichtigen Charakter gab. Im Werk des notorischen Marquis de Sade kamen beide Kategorien des »Philosophischen« zur Geltung, denn seine Bücher waren nicht nur pornographisch, sondern vertraten auch eine atheistische, naturalistische und materialistische Weltanschauung. Allerdings hat nicht die Theorie, sondern die Praxis zu seiner Inhaftierung geführt. Als Mitglied des Adels waren ihm seine Ausschweifungen, zu denen auch Vergewaltigungen gehörten, lange nachgesehen worden, erst die Entehrung seiner Schwägerin hatte die Festsetzung auf königlichen Befehl in der Bastille zur Folge. Mit dem – bewußt irreführenden – Ruf »Sie töten die Gefangenen!« soll er am Vorabend des 14. Juli 1789 einen wesentlichen Anstoß zum Sturm auf die Bastille gegeben haben. Die Besatzung wurde vom revolutionären Mob auf grausame Weise niedergemacht, dem Kommandanten der Kopf abgeschnitten, die Veteranen und Invaliden, die als Wachen gedient hatten, massakriert: Ein sadistischer Akt im verkürzten Sinn des Wortes, ohne sexuelle Komponente, anders als das, was noch folgte: die *fessades* der Sansculotten (Hochheben der Röcke und Auspeitschen auf offener Straße), die Vergewaltigungen von Nonnen, die Kastration von Priestern, die den Eid auf die Verfassung ablehnten, die Verstümmelung der Schweizer Gardisten an den Genitalien oder der Opfer der Septembermorde. Ihnen etwa fiel auch die Prinzessin Lamballe zum Opfer, der »Patrioten« nach der Hinrichtung Brüste und Vulva abschnitten und den Leichnam unter dem Ruf »Die Dirne! Jetzt wird sie keiner mehr vögeln!« durch die Straßen schleiften.

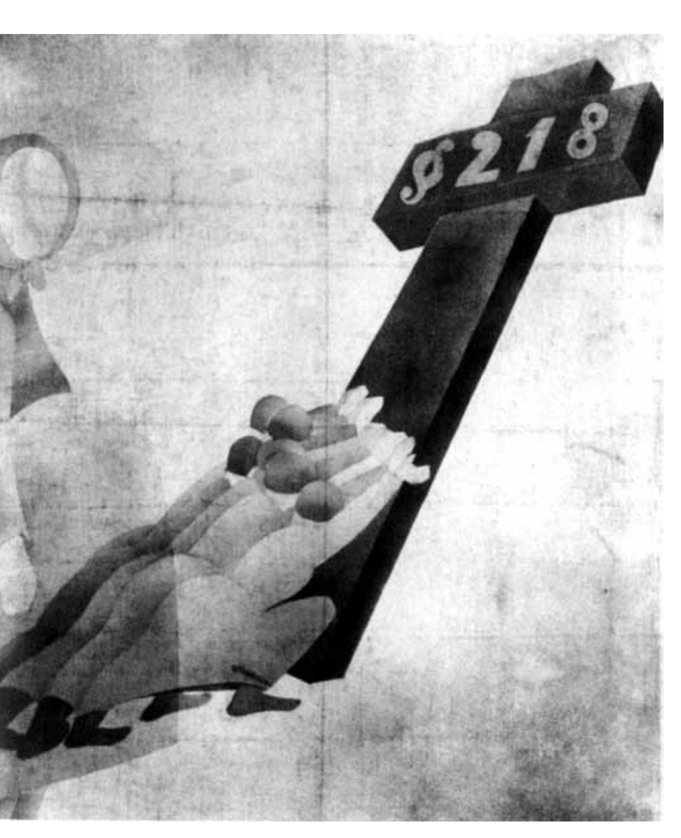
De Sade hat sich darüber entsetzt gezeigt, wie über andere Äußerungen pathologischer Sexualität, die in der Revolution zur Geltung kamen. Aber er äußerte seine Kritik nur privat oder schrieb sie in seinen Aufzeichnungen nieder. Nach außen galt er als Anhänger der Republik und Jakobiner. Vertrauen hatte die Parteiführung aber nicht, so wenig wie zu den Permissiven, ein Konflikt, der an Büchners *Danton* noch gut ablesbar ist. Robespierre jedenfalls vertrat in Fragen der Geschlechtsmoral eine puritanische Linie, lebte asexuell und betrachtete Pornographie als unsittlichen Rest der alten Zeit. Seine Vorstellung von »Tugend« wurde von vielen an der kleinbürgerlichen Basis geteilt, vor allem von jenen Frauen, die einen lockeren Lebenswandel als Ausweis »aristokratischer« – also todeswürdiger – Gesinnung betrachteten und die Prostitution verbieten wollten. Der Unterstützung Robespierres durften sie sicher sein, der längst erkannt hatte, daß die Emanzipation nicht von selbst das Auftreten des sittlichen, weil »natürlichen« Menschen zur Folge hatte. Das enttäuschte die von Rousseau genährten Hoffnungen, und seine Schüler Robespierre oder Saint-Just entschlossen sich, die Franzosen bis auf weiteres einer Erziehungsdiktatur zu unterwerfen, in der Selbstbestimmung – auch und gerade sexuelle Selbstbestimmung – keine Rolle spielte. Am weitesten ist der »endgültige Plan« (Jacob Talmon) in Saint-Justs »republikanischen Institutionen« gediehen, die einen neuen Kosmos des Lykurg verwirklichen sollten: Das Land war gleichmäßig unter den Franzosen aufzuteilen, um jedem eine bäuerliche Existenz zu ermöglichen, für die Frau lag das höchste Ziel in der Mutterschaft, für den Mann im Staatsdienst, die Mädchen würden zu Hause, die Jungen im Lager aufwachsen, und eheliche Treue wie Familiengründung mußte der Staat aus eigenem Interesse streng schützen.

Bernard Vinot: *Saint-Just*, Stuttgart 1989.

Es hat das spartanische Modell einer kollektivistischen sexuellen Ordnung für die Linke auch später Anziehungskraft behalten, obwohl sich im 19. Jahrhundert durch die Unterstützung der weiblichen Emanzipation eine Verschiebung der Akzente ergab. Indes waren Fouriers »Feminismus« und seine Forderung nach sexueller Befreiung eine Ausnahmeerscheinung, und in der Lebenspraxis der Sozialisten überwog sowieso die Konvention. Bekannt ist, daß Marx zwar die weibliche Gleichberechtigung im kommunistischen Endreich verhieß, aber seine Gattin betrog, das Dienstmädchen schwängerte und von einem potentiellen Schwiegersohn wie selbstverständlich verlangte, daß er »etwas erreicht haben« müsse, bevor er seiner Tochter den Hof machen durfte. Noch 1895 kam Eduard Bernstein als führendes Mitglied der SPD zu der Feststellung, daß das »Geschlechtsleben« von ganz »untergeordneter Bedeutung für den ökonomischen und politischen Kampf der Sozialdemokratie« sei – fügte allerdings hinzu, daß man das in bezug auf die Sexualität »für normal Geltende« einer kritischen Prüfung unterwerfen sollte. Vor allem ging es ihm

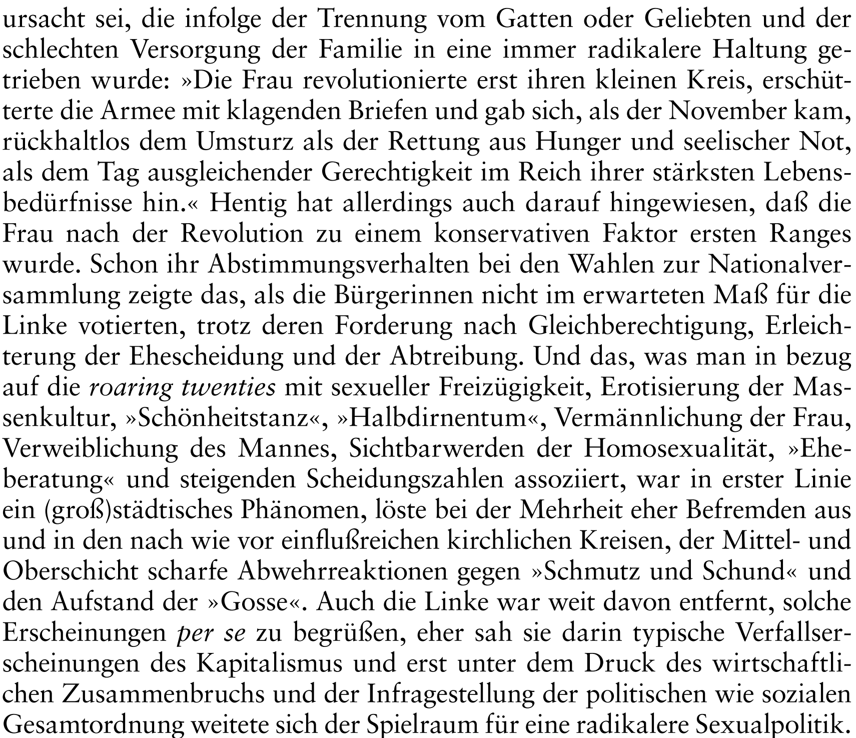
darum, die Behauptung von der »Widernatürlichkeit« der »Mannesliebe« zurückzuweisen, das entsprechende »Volksvorurtheil« zu bekämpfen und die Verfolgung durch den Staat abzustellen.

Bernsteins Text stand im Zusammenhang mit einem Wandel der gesellschaftlichen Atmosphäre am Ende des 19. Jahrhunderts. Es gab ein wachsendes Interesse an »hygienischen« Fragen, und die Forderung nach »Sexualreform« stand neben Erwägungen zu Volksgesundheit, Bevölkerungswachstum, »Zwei-Kind-System«, ungewollter Schwangerschaft, Verstädterung und »Rassenfrage«. In gebildeten Kreisen wandte man sich Psychologie und seelischen Anomalien zu und intensivierte die Debatte über die Bedeutung der Sexualität im allgemeinen und der abweichenden Sexualität im besonderen. Einer von dem »Sexualwissenschaftler« Magnus Hirschfeld ausgehenden Initiative zur Beseitigung des Paragraphen 175, der homosexuelle Akte unter Strafe stellte, schlossen sich prominente Zeitgenossen von Gerhart Hauptmann bis Franz von Stuck an.



Kommunistische Vorlage – Alice Lex-Nerlinger: Paragraph 218, 1931

Gleichzeitig entstand in Deutschland und Österreich eine »Szene« von schwer abschätzbarer Bedeutung, angesiedelt zwischen Bürgerlichkeit und Aussteigerexistenz, akademischem Betrieb und Esoterik, Sexualtherapie und vagabundierendem Eros. Den Arzt Otto Gross, eine der zentralen Figuren dieses Milieus, hat Carl Schmitt als exemplarischen »Anarchisten« betrachtet. Dessen theoretisches Konzept und therapeutische Praxis zur Befreiung der Libido war nicht *per se* politisch, aber zwischen der Boheme, für die Gross stand, und der äußersten Linken gab es eine »negative Gemeinsamkeit« (Helmut Kreuzer), resultierend aus der Frontstellung gegen die Gesellschaft mit ihren Macht- und Eigentumsverhältnissen und moralischen Regeln. Das System war vor dem Ersten Weltkrieg allerdings nicht in Frage zu stellen. Das änderte sich während des Ersten Weltkriegs und der durch seine lange Dauer ausgelösten »Sexualkrise«. Die hatte nicht nur mit der Entfernung der Männer zu tun, sondern auch mit der Notlage in der Heimat, die die Frauen auf sich gestellt bewältigen mußten. Der Kriminologe Hans von Hentig war sogar der Auffassung, daß der deutsche Zusammenbruch von 1918 wesentlich durch die »Geschlechtsnot« und das Auftreten der »revolutionären Frau« verursacht sei, die infolge der Trennung vom Gatten oder Geliebten und der schlechten Versorgung der Familie in eine immer radikalere Haltung getrieben wurde: »Die Frau revolutionierte erst ihren kleinen Kreis, erschütterte die Armee mit klagenden Briefen und gab sich, als der November kam, rückhaltlos dem Umsturz als der Rettung aus Hunger und seelischer Not, als dem Tag ausgleichender Gerechtigkeit im Reich ihrer stärksten Lebensbedürfnisse hin.« Hentig hat allerdings auch darauf hingewiesen, daß die Frau nach der Revolution zu einem konservativen Faktor ersten Ranges wurde. Schon ihr Abstimmungsverhalten bei den Wahlen zur Nationalversammlung zeigte das, als die Bürgerinnen nicht im erwarteten Maß für die Linke votierten, trotz deren Forderung nach Gleichberechtigung, Erleichterung der Ehescheidung und der Abtreibung. Und das, was man in bezug auf die *roaring twenties* mit sexueller Freizügigkeit, Erotisierung der Massenkultur, »Schönheitstanz«, »Halbdirnentum«, Vermännlichung der Frau, Verweiblichung des Mannes, Sichtbarwerden der Homosexualität, »Eheberatung« und steigenden Scheidungszahlen assoziiert, war in erster Linie ein (groß)städtisches Phänomen, löste bei der Mehrheit eher Befremden aus und in den nach wie vor einflußreichen kirchlichen Kreisen, der Mittel- und Oberschicht scharfe Abwehrreaktionen gegen »Schmutz und Schund« und den Aufstand der »Gosse«. Auch die Linke war weit davon entfernt, solche Erscheinungen *per se* zu begrüßen, eher sah sie darin typische Verfallserscheinungen des Kapitalismus und erst unter dem Druck des wirtschaftlichen Zusammenbruchs und der Infragestellung der politischen wie sozialen Gesamtordnung weitete sich der Spielraum für eine radikalere Sexualpolitik.



Hans von Hentig: *Die revolutionäre Frau*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Strafrecht* 36 (1923), S. 29–45.

Jedenfalls erregte die 1931 von Kommunisten, Sozialdemokraten, »heimatlosen Linken« und Liberalen getragene Kampagne »Dein Bauch gehört Dir!« großes Aufsehen. Denn es ging den Initiatoren nicht nur um die Beseitigung des Paragraphen 218, sondern auch darum, die Massen gegen die »katholische Diktatur« Brünings zu mobilisieren. Am 8. März – dem »Internationalen Frauentag« – erreichte die Aktion mit mehr als eintausendfünfhundert Veranstaltungen im ganzen Reichsgebiet ihren Höhepunkt. Zu den Initiatoren gehörten Friedrich Wolf und Else Kienle. Beide arbeiteten als Ärzte und verlangten in ihren öffentlichen Stellungnahmen, daß die Frau nicht länger von Staat, Kapital und Patriarchat zur »willenlosen Gebärmaschine« herabgewürdigt werde. Man verweigere ihr das »Recht auf den eigenen Körper« und zwinge sie, die »wahre, grauenvolle, schrecklichste, mörderischste Krankheit der Zeit« – die unerwünschte Schwangerschaft – zu erdulden. Kienle wurde kurze Zeit später im »Stuttgarter Abtreibungsprozeß« der gewerbsmäßigen Abtreibung in mehr als zweihundert Fällen angeklagt. Zu dem Zeitpunkt hatte sie sich wie vorher schon Wolf der KPD angeschlossen. Ihre Vorstellung von der »Anpassung der Sexualbeziehungen der Bevölkerung an die Produktionsverhältnisse der heutigen und der kommenden Weltwirtschaft« drohte allerdings rasch mit der Parteilinie in Konflikt zu geraten. Denn in der Sowjetunion hatte man das sexualpolitische Experiment der Anfangszeit längst liquidiert, das Rechtsinstitut der Ehe wiederhergestellt, die Homosexualität erneut unter Strafe gestellt und duldete Abtreibungen nur noch, wenn die Tötung des Ungeborenen im Interesse des Kollektivs lag. Eine Agitation gegen die Geltung des Paragraphen 218 in Deutschland unterstützte Moskau zwar aus taktischen Gründen, aber die »Selbstbestimmung der Frau«, die für Kienle und viele Unterstützer der Kampagne von 1931 (etwa das anarchistische »Komitee für Selbstbezichtigung gegen § 218«) im Vordergrund stand, war mit der kommunistischen Programmatik unvereinbar.

Atina Grossmann: *Reforming Sex. The German Movement for Birth Control & Abortion Reform 1920–1950*, zuletzt New York und Oxford 1995.



Verlegerische Kopie – Kampfschrift gegen den Paragraphen 218, 1983

Die Diskrepanz bekamen auch andere linke Sexualreformer zu spüren, die der Meinung gewesen waren, daß man sich der KPD bedienen könne, um mit der sozialen auch die »sexuelle Revolution« durchzuführen. Der Begriff wurde zuerst von Wilhelm Reich verwendet, einem dissidenten Psychoanalytiker, der die »orgastische Potenz« des Menschen als ausschlaggebenden Faktor betrachtete. Reich war wie die Anhänger der »Frankfurter Schule« von dem Gedanken fasziniert, eine Synthese aus Marxismus und Psychoanalyse herzustellen. Seine politischen Vorstellungen waren aber viel zu stark von anarchistischen Ideen geprägt, ebenso sein Seelenbild, nach dem alles darauf ankomme, dem »Ausleben« der »natürlichen Lustbedürfnisse« Raum zu geben. Reich hatte schon in seiner Wiener Zeit eine »Sozialistische Gesellschaft für Sexualberatung und Sexualforschung« gegründet, die illegal Verhütungsmittel an Jugendliche verteilte und Abtreibungen durchführte. Nach seiner Übersiedlung nach Berlin trat er der KPD bei und beteiligte sich an der Gründung des »Deutschen Reichsverbands für Proletarische Sexualpolitik«. Allerdings kam es sogar an der kommunistischen Basis zu Protesten gegen die von Reich entworfene »Sex-Pol«: Es hieß, er verwandle die Versammlungssäle in »Bordelle«, seine Aufklärung sei nichts als »Bespeiung des proletarischen Mädchens« und die Befürwortung der »freien Liebe« ein »Verbrechen an unserer Jugend«.

Nach einem Jahr löste die KPD den Verband auf und Reich wandte sich enttäuscht von der Partei und der Politik überhaupt ab. Er floh nach der nationalsozialistischen Machtübernahme in die USA und entwickelte eine immer exzentrischere Weltanschauung, in deren Zentrum nach wie vor der »Orgasmus« stand. 1957 starb er fast vergessen in einem amerikanischen Gefängnis, seine Anhängerschaft hatte im Grunde nur noch Sektencharak-

ter. Reichs Ideen sollten sich erst verspätet entfalten, dann allerdings mit erstaunlicher Vehemenz. Als 1966 posthum seine Programmschrift *Die sexuelle Revolution* in der Bundesrepublik erschien, war das ein Vorgang von symbolischem Charakter. Denn die Thesen Reichs wirkten im Grunde noch ähnlich skandalös wie in den dreißiger Jahren. Alle Vorstöße der Linken, die auf weitergehende Veränderungen der Sexualpolitik gezielt hatten, waren bis dahin gescheitert. Die gegenüber der NS-Zeit verschlechterte Stellung unehelicher Kinder und lediger Mütter, die Aufrechterhaltung des Paragraphen 218 und der Strafbarkeit von Homosexualität kennzeichneten zusammen mit einer gewissen Prüderie die Adenauer-Jahre. Gegentendenzen hatten sich nur in der amerikanisierten Jugend- und Massenkultur bemerkbar gemacht, die das vorbereitete, was man die »Sexwelle« nannte. Dabei spielte die Aufweichung des Pornographieverbots eine Rolle, aber auch ein von Modernisierungsbedürfnissen geprägtes Zeitklima. Die Linke nutzte diese Entwicklung zum Teil, ebenso die modische Verknüpfung von progressiver Politik und kommerziellem Sex. Unerwartet kam das Auftreten der Kommunen hinzu, eine Boheme als Medienereignis, deren Lebensstil, gemischt aus Verweigerung, Politisierung des Privaten und Bindungsverbot, bewußter Tabuverletzung und provokativer Nacktheit, als avantgardistisches Modell eines radikal veränderten Sexualverhaltens wahrgenommen wurde. Das ideologische Konzept dahinter wirkte nachgereicht, bediente sich aber ausdrücklich bei jener Linie linker »Sex-Pol«, die auf die anarchistische Tradition, vor allem die Ideen Reichs, zurückwies.

Helmut Kreuzer: *Die Boheme. Analyse und Dokumentation der intellektuellen Subkultur vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, zuletzt Stuttgart 2000.

Auch sonst konnte man den Eindruck haben, daß die Neue Linke die Schlachten der alten noch einmal schlagen und jetzt gewinnen wollte. Die Übereinstimmung zwischen Vergangenheit und Gegenwart ging bis ins Detail, von Plakatbildern bis zu Slogans, von Argumentationsmustern bis zu Kampagneformen. Das berühmte Motiv mit den Frauen, die das Kreuz stürzen, auf dem »§ 218« steht, war ursprünglich 1931 von der kommunistischen Künstlerin Alice Lex-Nerlinger gezeichnet und schon von der KPD verwendet worden; die Formulierung, daß jedes Kind ein Recht habe, »Wunschkind« zu sein, geht auf einen sowjetischen Volkskommissar für Bevölkerungsfragen zurück; die Parole »Mein Bauch gehört mir!« war genausowenig originell wie die *Stern*-Ausgabe von 1971 mit dem Titel »Ich habe abgetrieben«, die exakt der Selbstbezichtigungsaufforderung der linken Sexualreformer von 1931 entsprach.

Es ist erstaunlich, wie schnell sich 68 ein im Grunde immer nur subkulturelles Konzept durchsetzte und zur Norm wurde. Ein wichtiger Grund für den Erfolg war sicher die Möglichkeit, der Generalkritik eine besondere Stoßrichtung zu geben und ihr Entlarvungspotential weiter zu verschärfen,

- durch die Behauptung, daß »Faschismus« und »Verdrängung« zusammenhingen,
- daß »Auschwitz« irgendwie Folge der Machtergreifung des »analen Charakters« sei,
- weshalb »Antifaschismus« nur möglich sei mittels Enthemmung der Libido,
- von der systematischen Förderung kindlicher Sexualität und Beseitigung aller erzieherischen Restriktionen (Reich war mit A. S. Neill, dem Gründer von Summerhill, befreundet gewesen),
- über die Entkoppelung von Geschlechtsakt und Fortpflanzung, die Freigabe der Abtreibung im Namen weiblicher Selbstbestimmung,
- bis hin zur »Entkriminalisierung« aller Spielarten von Sexualität, insbesondere der Homosexualität.

Eine Schlüsselrolle spielte in dem Zusammenhang die Behauptung der Sexualfeindlichkeit des »Faschismus«, die ihre Plausibilität gerade nicht aus der Analyse des NS-Regimes gewann (das eher eine Polemik gegen kirchliche wie bürgerliche Moralvorstellungen pflegte, die Berührungspunkte mit der der Neuen Linken aufwies), sondern aus der Auseinandersetzung mit den im Nachkriegsdeutschland geltenden Sittlichkeitsmaßstäben und Strafgesetzen, die man kurzweg als »faschistisch« bezeichnete – eine Behauptung, die die Mehrheitsbevölkerung ablehnte, aber auch einschüchterte, während im Hinblick auf die linke Forderung einer Justizreform, die Homosexualität vollständig und Abtreibung teil-

weise legalisierte, Konsens mit den Anschauungen der Sozialdemokratie und der fortschrittlichen Intelligenz bestand.

Selbst der Einfluß dieser Koalition kann aber nicht erklären, warum im Gefolge von 68 Auffassungen durchsetzbar waren, deren Durchsetzung bis dahin immer scheiterte, wegen ihres utopischen Charakters auch scheitern mußte. Die Linke selbst hat der Erfolg überrascht und irritiert, und man ahnte früh, daß nicht der eigene revolutionäre Impetus oder die richtige Analyse der Klassenlage den Ausschlag gegeben hatten. Entscheidend war das Maß des gesamtgesellschaftlichen Wandels, die Erosion der tradierten Bestände und älteren Formen sozialer Kontrolle, die Verstädterung mit ihren seit dem Ende des 19. Jahrhunderts beobachtbaren Auswirkungen auf das Leben der Geschlechter im allgemeinen, den Bedeutungsverlust des Mannes und die Emanzipation der Frau und das Sexualverhalten im besonderen, die steigende Zahl der Scheidungen und der unehelichen Geburten, der illegalen Abtreibungen und der Möglichkeiten, in der Anonymität mit einem abweichenden Sexualverhalten mehr oder weniger unbehelligt zu bleiben. Den Ausschlag gab letztlich die Veränderung auf dem Gebiet der Kontrazeptiva durch Erfindung der »Pille«, die zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte die Möglichkeit eröffnete, Sexualität und Fortpflanzung vollständig und sicher zu trennen.

Daß dahinter ein Marktinteresse stand, war für die klügeren Köpfe der Linken offenkundig, so offenkundig wie das Marktinteresse an den Möglichkeiten, die die Mobilisierung der Frau für den Arbeitseinsatz und die Pornographisierung der Gesellschaft bot. Schon 1969 schrieb Peter Schneider in einem Aufsatz für das linke Leitorgan *Kursbuch*, daß die Vorstellung von befreiter Sexualität an revolutionärer Bedeutung verlieren müsse, wenn dem Unterdrückten »an jedem Kiosk … buchstäblich eine Erektion versetzt« werde. Es war diese Einsicht nicht massentauglich, und innerhalb der Gesamtlinken blieben es Minderheiten, die das Problem durch Radikalisierung (die »Stadtindianer« bei den Grünen der siebziger und achtziger Jahre) oder Korrektur im Grundsätzlichen (*Emmas* Kampf gegen Pornographie und Prostitution) zu beheben suchten. Die meisten gaben sich mit dem Erreichten zufrieden, was um so leichter fiel, als man die Kontrolle des »Überbaus« gewonnen hatte. Die heute übliche Einschätzung von Feminismus und *gender studies*, Beurteilung von Abtreibung und Ehebruch, Akzeptanz von Aufklärung im Kindergarten und Obszönität im Wortschatz entspricht linken Vorgaben. Und auch die Unzufriedenheit mit den Folgen dieser Situation ist typisch für die Linke – eine unvermeidbare Erwartungsenttäuschung.

Um deren Bedeutung zu verstehen, muß noch einmal auf den Ausgangspunkt Bezug genommen werden. Die Orgie war zu Beginn ein religiöser Akt, Wiederherstellung des chaotischen Urzustands durch Kopulation aller mit allen. In antiken Kulten haben solche Praktiken lange überlebt, wenngleich gebändigt. Das Christentum lehnte sie ab, aus einer prinzipiellen Sexualskepsis, vor allem aber aus theologischen Erwägungen. Trotzdem war nie zu verhindern, daß häretische Gruppen auftraten, die meinten, daß nach vollbrachter Erlösung der Mensch in einen paradiesischen Zustand zurückkehren könne. In solchen »adamitischen« Sekten galt die Ehe als aufgehoben und der Sexus selbst als geheiligt, weil der Mensch wieder seiner »Natur« leben konnte wie einst im Garten Eden. Derartige Ideen haben im Untergrund des Abendlands überdauert, traten in revolutionären Zeiten, etwa während der Hussitenstürme, wieder an die Oberfläche, zuletzt noch im England der religiösen Revolution des 17. Jahrhunderts.

Dagmar Herzog: *Die Politisierung der Lust*, Berlin 2005.

Man darf den Einfluß solcher Art politischer Theologie auf die »ewige Linke« (Ernst Nolte) nicht unterschätzen, nicht die Macht der dahinterstehenden Sehnsucht und die Wahrscheinlichkeit des Desasters, sobald man die Utopie zu verwirklichen sucht. Reich meinte, daß es bei der »sexuellen Revolution« nicht um die Beseitigung »einer 200 Jahre alten Maschinenindustrie (das kapitalistische System), sondern um eine etwa 6000 Jahre alte menschliche Struktur« gehe, die von Hemmung, vor allem der kindlichen Libido, Tabuisierung abweichender Sexualität, Askese, Zwangsehe und Patriarchat geprägt sei. Man könnte auch von den 6000 Jahren der Hochkultur sprechen, die beendet wurde durch Freisetzung jener destruktiven Kräfte, die man bis dahin einer mehr oder weniger strengen Kontrolle unterworfen hatte.

Sex 68

von Werner Olles

Als der Augsburger Bischof Walter Mixa es wagte, in der Debatte um die in jüngster Zeit zutage getretenen Mißbrauchsfälle in kirchlichen und weltlichen Bildungseinrichtungen auf die sexuelle Revolution von 1968 ff. als möglichen Auslöser hinzuweisen, ging ein Aufschrei der Entrüstung durch das Land. Die heuchlerische Empörung über des Bischofs Ansinnen wurde jedoch beileibe nicht nur von einschlägig linken und/oder grünen Kreisen getragen, auch durchaus liberale und bürgerliche Medien stießen ins gleiche Horn. »68« mitsamt seinen Folgen ist inzwischen bis weit hinein ins bürgerliche Lager sakrosankt, an den »Errungenschaften« der »kleinen Kulturrevolution« darf nicht gerüttelt werden, habe sie doch unsere Gesellschaft »gründlich zivilisiert« (Antje Vollmer). Die gleiche Antje Vollmer war, wie sich jetzt herausstellte, bereits 2002 über die zahlreichen Mißbrauchsfälle an der hessischen Odenwaldschule informiert, ohne irgend etwas zu unternehmen. Sie ist noch im Amt, Bischof Mixa ist zurückgetreten.

Gerade Vollmers Haltung macht das Gespenstische an der Debatte aus, die im Grunde von Anfang an eine gesteuerte Kampagne gegen die römisch-katholische Kirche und ihre – zumindest bis zum Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils – auf unverrückbaren moraltheologischen Fundamenten stehende christliche Sexuallehre war. Fast fürchtet man, die Haßtiraden, die der Kirche aus unseren Qualitätsmedien entgegenschlagen, könnten umschlagen in ein ebenso primitives Pogrom. Um so wichtiger ist es, die hehren Ansprüche der prominenten Protagonisten der 68er-Kulturrevolution genauer zu untersuchen und sie mit dem von ihnen produzierten geistigen Unrat zu konfrontieren. Letztlich entpuppt sich die Vollmersche »gründliche Zivilisierung« als großmäuliges Geschwätz und löst sich schließlich vollends in Luft auf.

Man muß dazu nicht einmal die sexuellen Eskapaden des ehemaligen SDSlers und heutigen grünen Europa-Abgeordneten Daniel Cohn-Bendit aus seiner Zeit als Kindergärtner im Kinderladen der Frankfurter Johann-Wolfgang-Goethe-Universität bemühen, die dieser seinerzeit in seinem Buch *Der große Basar* so unappetitlich wie genüßlich ausbreitete. Sie sind

Daniel Cohn-Bendit: *Der große Basar*, München 1975.

inzwischen wohlbekannt, ohne dabei jedoch gleichzeitig für Konsequenzen irgendwelcher Art gesorgt zu haben. Auch die infamen Äußerungen seines Parteigenossen Volker Beck Mitte der 1980er Jahre zum Sexualstrafrecht im allgemeinen und zur Sexualität im Umgang mit Kindern im besonderen erregten bis heute kaum Aufsehen. Tatsächlich sind all diese und andere tiefgreifende Veränderungen in der Bewertung sexuellen Verhaltens geprägt von der mythenzerstörenden Aufklärung und der Fortschrittsgläubigkeit der Moderne, die Horkheimer und Adorno in der *Dialektik der Aufklärung* zum Inbegriff der gesamten Zivilisationsgeschichte ernannten. Das Dilemma der 68er war allerdings, daß sie weder die »Dialektik« als »konstitutive Affirmität der Vernunft zur Barbarei« (Frank Böckelmann) verstanden, noch daß sie geistig in der Lage waren, ihren Anteil am letzten Modernisierungsschub und ihre Rolle als nützliche Idioten einer Fundamentalliberalisierung der Gesellschaft zu erkennen. Das ist tragisch, aber nicht zu ändern.

Theodor Adorno/ Max Horkheimer: *Dialektik der Aufklärung*, Amsterdam 1947.

Frank Böckelmann: »Bewegung«. (1988, überarbeitet 1993), in: Wolfgang Kraushaar (Hrsg.): *Frankfurter Schule und Studentenbewegung – Von der Flaschenpost zum Molotowcocktail*, Bd III, Frankfurt a.M. 1998.

Manchmal ist das Persönliche das Exemplarische: Nach der Auflösung des SDS im Jahr 1970 und dem anschließenden Zerfall der »Bewegung« in stalinistische »K-Gruppen«, undogmatische »Spontaneisten« und bewaffnete »Stadtguerilla« schloß sich der Autor einer militanten Kleingruppe an, die sich analog der »Black Panther Party« in den USA als »Rote Panther« bezeichnete. Ideologisch war sie zwischen Spontis und Guerilla angesiedelt und bestand aus etwa drei Dutzend recht junger Leute: Schüler, Lehrlinge und junge Arbeiter. Der Anteil weiblicher Mitglieder war hoch, die meisten der Mädchen waren noch Schülerinnen. Die Aufgabe des Autors als »Sicherheitsoffizier« der Gruppe bestand unter anderem in der Überwachung und Kontrolle neuer Genossen. Mit ein paar anderen »alten Kämpfern« aus dem SDS waren wir etwa ein halbes Dutzend »Obergenossen«, zu deren Privilegien es auch gehörte, sich die Gunst der jungen Mädchen zu sichern, die einen ohnehin anhimmelten. Und so fand sich so manche knapp sechzehn- oder siebzehnjährige Genossin unversehens mit einem doppelt so alten »Helden der Bewegung« im Bett wieder, was mit der Zeit zu einem regelrechten Aufstand der in dieser Beziehung zu kurz gekommenen jüngeren Genossen führte, die sich dann auf einem eigens angesetzten Plenum bitter über diese Ungerechtigkeit beklagten.

Weit weniger lustig war, daß es auch zu mehreren Vergewaltigungen und sadistischen Mißhandlungen von Schülerinnen durch schwarze US-Soldaten kam, die als originale »Black Panther« glaubten, darauf ein Recht zu haben und vom sogenannten »Zentralrat« bei ihren Untaten auch noch unterstützt wurden. So warf man beispielsweise jenen Mädchen, die sich auch mit Drohungen, Drogen und Alkohol nicht unter Druck setzen ließen, »rassistisches Verhalten« vor und schloß sie aus der Gruppe aus. Niemand wurde dafür jemals zur Rechenschaft gezogen. Einer der Hauptverantwortlichen starb ein paar Jahre später bei einem Feuergefecht mit einem israelischen Spezialkommando, ein weiterer wurde wegen mehrerer terroristischer Morde zu lebenslanger Haft verurteilt. Andere waschen bis heute ihre Hände in Unschuld, avancierten auf wundersame Weise zu hochangesehenen Mitgliedern der »guten Gesellschaft« und schweigen bis heute, was das Zeug hält.

Daß es durchaus noch absurder und perverser geht, zeigt jedoch ein »Selbsterfahrungsbericht« der von der legendären Berliner »Kommune 1« abgespaltenen K 2 mit dem hübschen Titel *Versuch einer Revolutionierung des bürgerlichen Individuums* (Berlin 1969). In einem Abschnitt mit der Überschrift »Lockerung der Fixierung« wird über zwei, drei und vier Jahre alte Kinder berichtet, die aus der K 1 mitgebracht worden waren und »unter der Einwirkung traumatischer Erlebnisse« standen. Die beiden Kinder hatten im Zuge der Kommune-Abspaltung jeweils einen Elternteil, nämlich ihre Mütter, verloren. Auszüge aus dem Tagebuchprotokoll des Vaters von Nessim: »Abends, beide Kinder liegen im Bett. Ich streichle Nessim, streichle dabei auch seinen Penis. Grischa: ›Ich will auch einen Penis haben.‹ Ich versuche ihr zu sagen, daß sie doch eine Vagina habe, die man streicheln könne. Grischa wehrt ab: ›Ich will auch nen Penis zum Pinkeln haben.‹ Mir fällt ein Gespräch mit dem Psychoanalytiker Hans Kilian ein, in dem wir hypothetisch über die Möglichkeit gesprochen hatten, daß der Penis nicht mehr von Männern als ihr ausschließliches Eigentum betrachtet zu werden brauchte. Ich sagte: ›Grischa, du kannst doch Nassers (= Nessims) Penis haben. Du kannst doch seinen Penis streicheln.‹ Nessim wehrte

erst ab, fürchtete wohl einen aggressiven Angriff Grischas auf seinen Penis. Ich sage, daß man den Penis ganz lieb streicheln müsse. Nasser ist jetzt einverstanden, will aber dafür Grischas Vagina streicheln. Grischa wehrte erst ab, ähnlich wie Nasser vorher. Ich sage, daß man die Vagina auch ganz lieb streicheln müsse. Beide sind jetzt einverstanden …« Es folgt ein zweiter Kommentar, in Form eines längeren affirmativen Wilhelm-Reich-Zitats: »So wenig man etwas nicht organisch Gewolltes aufdrängen darf, so unerläßlich ist die Unterstützung von Tendenzen im Kinde oder Kranken, die in Richtung der sexuellen Ökonomie wirken. Zwischen Duldung der Geschlechtlichkeit und ihrer Bejahung wirkt die gesellschaftliche Sexualschranke. Sexualität bejahen heißt die Sexualschranke überschreiten.«

Wilhelm Reich: *Der Einbruch der Sexualmoral* (1932), zuletzt Köln 1972.

Damit ist man an dem Punkt angelangt, an dem es sinnlos ist, über den Fluch antiautoritärer Erziehungsmaßnahmen zu diskutieren. Hier ist klar und eindeutig die frühkindliche Schädigung und Traumatisierung durch eine forcierte Sexualisierung zu benennen. Ausgehend von Wilhelm Reichs Lehre der Sexualökonomie und Herbert Marcuses Konzept der »repressiven Entsublimierung« hatte die Studentenbewegung eine sexuelle Utopie entworfen, welche in der »Herrschaft des Eros« gipfeln sollte, dabei aber sämtliche komplexen Fragen des sexuellen Zusammenlebens der Menschen und der sexuellen Sozialisation souverän ignorierte. Geradezu berauscht vom Mythos der sexuellen Revolution, von dem man (in der Tat mann: die Agitation war fast durchgehend eine männliche) sich in naiver Weise gleichzeitig Heilung, Hochgefühl und Überwindung der eigenen psychischen Verelendung versprach, forderte man in Parolen die »Zerschlagung der bürgerlichen Kleinfamilie« und setzte Triebverzicht mit sexueller Repression gleich, die zu Neurose und autoritärer Charakterdeformation führe. Der von Herbert Marcuse in *Der eindimensionale Mensch* (1967) entwickelte Begriff der »Repression« avancierte schließlich»schlagartig zur Einheit stiftenden Zentralkategorie der Studentenbewegung, weil er eine Vermittlung zwischen der ökonomischen Kategorie der Ausbeutung und den psychoanalytischen Begriffen im Spannungsfeld von Triebansprüchen, Bedürfnisentwicklung und Triebunterdrückung versprach, ja diese Vermittlung als eingelöst suggerierte«.

Reimut Reiche: »Sexuelle Revolution. Erinnerung an einen Mythos«, in: Wolfgang Kraushaar (Hrsg.): *Frankfurter Schule und Studentenbewegung – Von der Flaschenpost zum Molotowcocktail*, Bd III, Frankfurt a.M. 1998.

Sozialpsychologische Ursachenforschungen ergaben indes, daß sich die Haupttriebkräfte und Motive der 68er-Revolte nicht etwa aus materiellem Elend oder gar dem Krieg der USA in Vietnam speisten, sondern aus den Krisen der Familie, der Erziehung und vor allem der Sexualität. Und hier, im täglichen Leben, im Privatleben im Umgang (der Geschlechter) miteinander, fand dann in der Tat auch »eine bleibende Revolutionierung« (Frank Böckelmann) statt. Politische und sexuelle Beziehungen und die Verbindung von politischer Arbeit mit Sexualität und Emotionen sollten die Grundlagen der herkömmlichen Zweierbeziehung dauerhaft verändern, neue Formen des Sexualverhaltens hervorbringen und so den allgemeinen Kampf gegen die »kleinbürgerlich-kapitalistische Familie« forcieren. Wie zum Wesen der Pornographie die Suggestion gehört, daß überall, hinter jeder verschlossenen Tür, ein reger Geschlechtsverkehr zu vermuten ist, so können beispielsweise weder die Schwulenbewegung noch sexualpolitische und sexualemotionale Experimente wie Dreierbeziehungen, aber auch die Pornographisierung der Medien losgelöst von der Studentenrevolte verstanden werden.

Wyatt/Arbor: *Motive der Rebellion – psychologische Anmerkungen zur Autoritätskrise bei Studenten*, in: *Psyche* 22 (1968) 8.

Als Satire wäre das gewiß nicht schlecht, doch tatsächlich war all dies bluternst gemeint. Denn natürlich erwiesen sich der verbale Exhibitionismus und das restmarxistische Gestammel der 68er-Sexualutopien und die reale Beziehungsunfähigkeit seiner Protagonisten als die beiden Seiten der gleichen Medaille. Das Doktorspiel von Fünfjährigen wirkte in der Tat erwachsen und von sinnlichem Raffinement erfüllt im Vergleich zu dem erotischen Elend der Achtundsechziger mit ihrer sekundären Pseudonaivität, die sich als eine geradezu grauenhafte Dummheit entpuppte. Nicht einmal das Umlügen und Umfrisieren der eigenen Verdrängungsleistungen in »emanzipatorische Potentiale« konnte die Verdinglichung des Körpers in eine Ware auf zwei Beinen verhindern. So schufen die Achtundsechziger mit ihren sexualutopischen Obsessionen gerade das, was sie doch eigentlich für immer vernichten wollten: die Sexindustrie, die »Sozialisation des Körpers als Sexualobjekt«, also die allgemeine Pornographisierung und rückhaltlose Sexualisierung vor allem des weiblichen Körpers, die »idealisiert und aufbereitet zur begehrten Ware mit hohem Tauschwert wird« (Herbert Marcuse).

Herbert Marcuse: *Konterrevolution und Revolte*, Frankfurt a.M. 1973.

Auch ein Erfolg der Achtundsechziger: Jahrzehntelang sollte Pornographie als Kunst und Prostitution als Kultur rehabilitiert werden, heute versucht man es im Gegenteil durch die ebenso treuherzige wie lächerliche Beteuerung, daß dies »ehrbare Arbeit« sei. Die rückhaltlose Sexualisierung aller Lebensbereiche, die keine Scham und kein Tabu mehr akzeptiert und in eine Pervertierung der Sexualität und eine Fetischisierung des Körpers mündete, das Kokettieren mit Süchten aller Art, die Inwertsetzung von Sexualpraktiken, die keine andere Realität von Individualität als die fetischistische hervorrufen, all dies gilt auch unter Linken längst nicht mehr als krasser Systemwiderspruch. Nun lehrt ja gerade die Kultur, daß auch gelungene Sublimierung der Triebe erfüllend und produktiv ist. Selbst Freud erkannte, daß die Kultur selbst eben nicht ein Ort grenzenloser Freiheit ist, sondern den Sieg des Realitätsprinzips über die sexuelle Lust markiert, indem ihre originäre Kraft bewahrt wird. Doch die postmoderne Spaß- und Kommerzgesellschaft, an deren Entstehung die Achtundsechziger nach Kräften mitgearbeitet haben, vermag sogar »die Sympathiewerte des zwischenmenschlichen Verkehrs zu reinen Verkaufswerten zu degradieren« (Adorno).

Was bleibt, sind Fragen. Kann der Mensch in der uns alle beherrschenden ökonomischen Ordnung überhaupt etwas anderes als bloßes Material und Ausbeutungsobjekt sein? Gehört in unserem Zeitalter der Verhausschweinung des Lebens durch Massenmedien und Kulturindustrie die emotionale und kognitive Verarmung des Menschen, jene Wohlstandsverwahrlosung und Vergletscherung des Gefühls, wirklich nur zu den schlechtesten Attributen der karrierebewußten, experimentierfreudigen und doch so unendlich spießigen »modern performers«? Oder sind wir nicht alle schon davon betroffen und zu Hedonisten geworden, nachdem die Tabugrenzen des Sexuellen und Gewalttätigen endgültig geknackt sind und die Gottlosigkeit der durchsäkularisierten westlichen Gesellschaften immer unheilvoller und dämonischer zutage tritt? Ist der sondermüllverdächtige Trash, der sich aus den Massenmedien über uns ergießt, allein mit »Verblendungszusammenhängen« zu erklären, die der Kulturbetrieb mitsamt seinem Wechselbalg, der Werbung, tagtäglich über uns befestigen, oder brauchen wir diesen nicht inzwischen realiter für die Herstellung »parasozialer Beziehungen« und zur Wiedererwärmung unseres erkalteten Soziotops? Wissen wir überhaupt noch, daß selbst eine einigermaßen vernünftige und erträgliche menschliche Ordnung immer ein äußerst prekäres und gleichermaßen bedrohtes wie bedrohliches Gebilde bleiben muß? Und sind wir schließlich bereit zu akzeptieren, daß eine »Entschlüsselung« der menschlichen Existenz kaum Trost bringt, dafür aber um so mehr Unbehagen, und man in dem Unbehaglichsten etwas entdeckt, was einen verstummen läßt; Resignation und Bescheidwissen eben?

KOMMUNE 2
LIEBESSPIELE IM KINDERZIMMER
Der frühe Morgen, wenn die Erwachsenen noch schlafen, ist die Stunde zärtlichen Spielens für die Kinder.
Grischa ist vor Nessim aufgewacht. Er will die Wärme der Bettdecke noch nicht aufgeben, ist nur Zuschauer,
läßt sich zunächst nicht verlocken, als Grischa aufs Fensterbrett klettert, herunter ins Bett springt,
bleibt noch passiv, als Grischa ihn auffordert, mitzuhopfen. Grischa geht zum Spiegel, beschaut ihren
Körper, beugt sich mehrmals vor, wobei ihre Hände ihren Popo umspannen, sagt: „Kuck mal meine Vagina",
lacht glücklich, ist sichtbar stolz auf ihren Körper, jauchzt, wendet sich halb zu Nessim um. Der hat ihr
zugesehen, läßt sich von Grischas narzistischer Lust an ihrem Körper anstecken, ist ganz entspannt beim
Schauen und lächelt. Nach einigen Minuten geht Grischa zu ihm, streichelt ihn zärtlich und küßt ihn.
KURSBOGEN ZU KURSBUCH 17

Hemmungslos experimentell – Beilage zum Kursbuch 17 *(1969, Schwärzungen durch* Sezession*)*

Dämliche Herrschaft

von Ellen Kositza

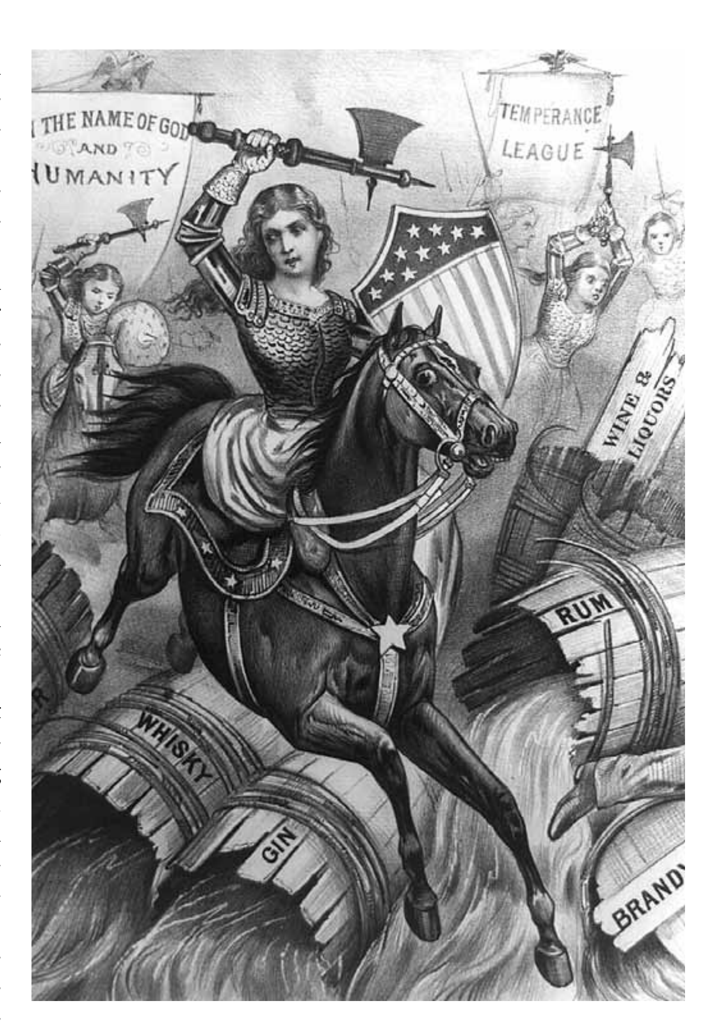
So ist der Lauf revolutionärer politischer und gesellschaftlicher Bewegungen: Entweder sie versanden, nachdem sie ein (Teil-)Ziel erreicht haben oder sie institutionalisieren sich. Im letzteren Fall neigen sie dazu, nach der (in der Regel berechtigten) Durchsetzung ihres Anliegens das Augenmaß zu verlieren und zur Ideologie zu werden. So wurde das nationale Anliegen einst zum Nationalismus, das Stellen der sozialen Frage zum Sozialismus, die Aufarbeitung der NS-Herrschaft zum Schuldkult.

Das Aufgreifen der »Frauenfrage«, den Weg der Frauenemanzipation hin zum Herrschaftsmittel *Gender Mainstreaming* darf man sich mittels eines Dreischritts vorstellen. Wir hatten um 1900 – allein Frankreich war ein Jahrhundert früher dran – die bürgerliche Frauenbewegung mit der progressiven Helene Stöcker und der vergleichsweise konservativen Helene Lange als Protagonistinnen. Ihr Anliegen war der Mutterschutz und die Mädchenbildung, beides lag im argen. Auch das Frauenwahlrecht erkämpfte diese Generation. Die Reaktion, der sogenannte *backlash*, erfolgte nicht im weitgehend emanzipationsfreudigen Dritten Reich, sondern unmittelbar danach. Nicht Mitkämpferin sein zu müssen, genug davon, die Trümmer wegzuräumen: Gute zehn Jahre pausierte die Emanzipation. Noch vor der Zeitgrenze 1968 setzte die zweite deutsche Frauenbewegung ein: Sie nahm ihren Anfang in den fünfziger Jahren, als Gesetze wie das Lehrerinnenzölibat und das Beschäftigungsverbot von Frauen im öffentlichen Dienst gekippt wurden. Einen Höhepunkt erfuhr sie mit der Einführung der »Pille« in den 1960er Jahren und strahlte aus in spätere gesetzliche Bestimmungen, die die Berufstätigkeit der Frau ohne Zustimmung des Mannes, die weibliche Kontoführung, das Recht, den Frauennamen als Familiennamen zu tragen, ermöglichten und die Anrede als »Fräulein« für Ledige untersagten. Neben- (Stillen in der Öffentlichkeit) und hauptsächliche Fragen (Abtreibungsparagraph) des Mutterschaftsaspekts waren zu dieser Zeit virulent. Der sogenannte *third-wave-feminism*, die dritte Stufe mithin, setzte weltweit Mitte der neunziger Jahre ein: Die 4. UN-Weltfrauenkonferenz hatte 1995 erstmals das Stichwort Gender in die Diskussion geworfen.

Bojana Jähne: *Helene Stöckers Wirken als Eugenikerin: Vom Mutterschutz zum Menschenschutz*, Saarbrücken 2008.

Dorothea Frandsen: *Helene Lange. Ein Leben für das volle Bürgerrecht der Frau*, Oldenburg 1982.

In Deutschland kam der Trend leicht verspätet an und wurde prominent unter anderem als Binnenkampf zwischen »Altfeministinnen« und »neuen deutschen Mädchen« ausgetragen. Die Jüngeren, mit beispielsweise Charlotte Roche (*Feuchtgebiete*) als Frontfrau, warfen den Älteren vom Schlage Alice Schwarzers vor, Männer zu verdammen und heterosexuelle Aktivität (inklusive Pornographie und Prostitution) unter Generalverdacht zu stellen. Die alte Riege warf ihren Kindern im Geiste Undankbarkeit gegenüber feministischen Errungenschaften vor. Da allerdings hatte die *Gender*-Ideologie, auch von den Altfeministinnen nach Kräften befördert, schon gegriffen. Während die Feministinnen der ersten Generation beharrlich und bis heute dem »Patriarchat« die »Machtfrage« stellen, machten die Jungen ernst mit dem Postulat, daß die sexuelle Unterteilung zwischen Mann und Frau hinfällig sei: Allen gebühre alles, ohne Grenzen, ohne Schonung. Interessant ist, daß sich das popkulturell implementierte *Gender*-Wesen von der akademischen *Gender*-Befassung deutlich unterscheidet. Gemein ist beiden der egalitäre Selbstbehauptungswille gegenüber der Männerwelt, unterschiedlich ist die Formulierung eines Opferstatus.



Attacke, noch im Damensattel: heute trinken Frauen mit! – Women's Holy War, Druck von 1874

Der Forschungsbereich *Gender*, der sich, vereinfacht gesagt, mit kulturellen Implikationen des (als nicht biologisch, sondern sozial begriffenen) Geschlechts befaßt, fristete bis vor wenigen Jahren ein Nischendasein. Er galt als Unterrubrik für wenige Soziologen, Kulturwissenschaftler und, interdisziplinär, für radikalere Neofeministinnen. Wer sich hingegen heute einen Überblick über die Neuerscheinungen zu diesem Thema verschaffen will, braucht einen längeren Atem: *Gender* ist zu einem Forschungsschwerpunkt geworden. Wer als junger Dozent an der Universität die »Geschlechterfrage« über einige Semester nicht in seine Seminare integriert hat, wird sich wenigstens informell der Frage stellen müssen, inwieweit er die *Gender*-Rahmenpläne der Hochschule inhaltlich umzusetzen gedenke. Unmöglich ist das in keinem Fall und keinem Fach. *Gender* soll sich in der Musikwissenschaft (Uni Oldenburg: »Hier können Weichen gestellt werden für einen gewaltfreien, emanzipierten Umgang miteinander, auch in musikalischer Hinsicht«) ebenso niederschlagen wie in Jura (Neuerscheinung 2010: »Hat Strafrecht ein Geschlecht?«), den Wirtschaftswissenschaften (»Gleichheitsmanagement als Erfolgsfaktor«) und im technischen Bereich (»*Gender Mainstreaming* in den Ingenieurswissenschaften«).

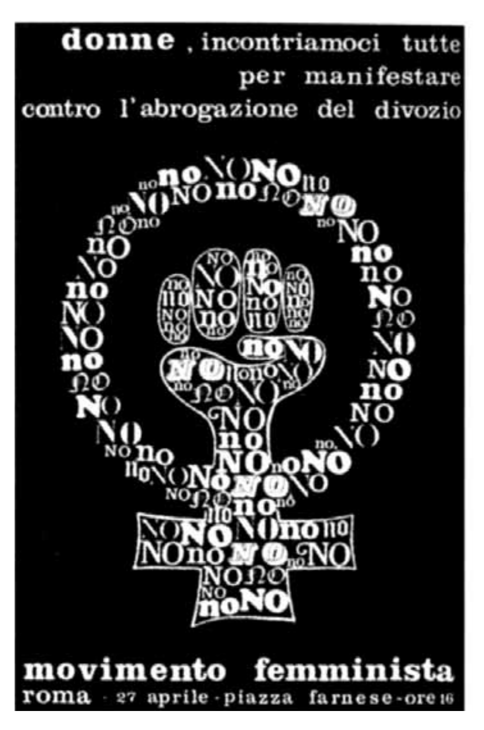
1999 hat die Bundesregierung *Gender Mainstreaming (GM)* zur Querschnittsaufgabe erklärt. Im universitären Bereich spiegelt sich diese Geschlechterpolitik auf drei Ebenen: personell, finanziell (sog. *Gender-Budgeting*) und inhaltlich. An deutschen Universitäten – sonstige Hochschulen außer acht gelassen – gibt es derzeit 113 Professuren für Frauen- und Geschlechterforschung. Die zahllosen Professuren, in deren Ausschreibungstext die Beachtung des *Gender*-Aspekts lediglich als »erwünscht« formuliert ist, sind dabei nicht berücksichtigt. Eine Vorreiterrolle hat Berlin übernommen. Hier dozieren 27 Genderprofessoren (die in diesem Fall allesamt Professorinnen sind), zwei weitere Stellen sind unbesetzt. Ob auch in diesem Fall das unterrepräsentierte Geschlecht bevorzugt berücksichtigt wird, wie es die Gleichstellungsnormen fordern, ist unklar. Auch die Universitäten in Nordrhein-Westfalen (35), Hessen (10) und Hamburg (8) unterhalten zahlreiche Professu-

Barbara Rosenkranz: *MenschInnen. Auf dem Weg zum geschlechtslosen Menschen*, Graz 2008.

ren für Frauen- und Geschlechterforschung, mager sieht es dagegen an den bayrischen Universitäten (3), sowie in Sachsen-Anhalt und Thüringen aus, die je eine Professur unterhalten (wobei Sachsen-Anhalt über ein einschlägig renommiertes »Gender-Institut« mit akademischem Anschluß verfügt und in Thüringen ein entsprechendes »Gender-Kompetenzzentrum« in Aufbau ist); das Saarland sowie Sachsen weisen noch keine entsprechende Position aus.

Die meisten Genderprofessuren hält der Fachbereich Soziologie, dicht gefolgt von Erziehungswissenschaften, aber auch die Japanologie (Düsseldorf), Informatik (Bremen) und Architektur (Hannover) hat eigene Genderlehrstühle besetzt. Nebenbei ist – auch dank *GM* – der Anteil der Professorinnen überhaupt insgesamt von 4,5 Prozent (1980) auf 23,4 Prozent (2008) gestiegen. Als die damalige Bildungsministerin 2002 verkündete, 20 Prozent aller Professorenstellen mit Frauen besetzen zu wollen, hieß es in der *Emma* skeptisch, das käme »einer Revolution gleich«. Das Soll wäre heute demnach übererfüllt.

Auch jenseits amtlicher Bestallungen wird unermüdlich gegendert, die Beispiele sind zahlreich. Im kommenden Juni veranstaltet die Universität der Bundeswehr in München eine Tagung, die sich mit Fragen des Terrorismus unter Genderaspekten befassen wird. Laut Ankündigungstext soll »eine Schnittstelle zwischen Forschungen zu Terrorismus, Gender und Wissensgenerierung bzw. -tradierung« unter die Lupe genommen werden. Zu fragen sei: »Wie wird in der öffentlichen Debatte um Terrorismus Wissen über Geschlechterordnungen hergestellt? Inwiefern werden dabei bekannte Geschlechterstereotypen und Deutungsmuster reaktiviert bzw. modifiziert? Wie gehen hegemoniale Deutungen in die Erinnerungskultur ein? Und welche Rolle spielen Konzepte von Geschlecht in den genannten Prozessen?« Im Tagungshaus der Katholischen Akademie Stuttgart-Hohenheim findet im November 2010 die 16. Tagung des Arbeitskreises »Geschlechtergeschichte der Frühen Neuzeit« statt, diesmal zum Thema »Verflochtene Lebenswelten«. Die Veranstalterinnen interessiert dabei besonders, »welche Relevanz die Kategorie Geschlecht für die Verflechtung der Lebenswelten wie auch für die Konstruktion von deren Grenzen hatte.« Als mögliche Themen werden offeriert: »Grenzüberschreitende Ehen, geschlechtsspezifische Funktionalität von Übersetzer/inn/en und kulturellen Vermittlern, das ›Gendering‹ von Praktiken und Strategien in mehrkulturellen Interaktionsräumen, geschlechtsspezifische z.T. mit Zwang verbundene Mechanismen des Transfers, der Akkulturation und Transformation«.



Frauenfreiheit – Plakat der italienischen Frauenbewegung, 1970er Jahre

In jedem Fall wird deutlich, daß der *Gender*-Komplex einem Faß ohne Boden gleicht. Die Fragestellungen drehen sich im Kreis – wieder und wieder, schwindelerregend, allein die speziellen Objekte sind variabel. Schon den Feministinnen alten Schlags fiel es schwer, sich auf eine »differentialistische« oder »universalistische« Herangehensweise zu einigen. Soll frau die Sicht aus dezidiert weiblicher Perspektive stärken und folglich (aufgrund des patriarchal bedingten männlichen Vorsprungs) bevorzugen? Oder soll man den »Faktor Geschlecht« generell als kulturelle Lüge identifizieren und ihn aufheben? Letzteres würde bedeuten, die »Viktimisierung« der Frau mit einer ausnahmelosen Gleichstellung zu beenden. Im gesamten Bereich des *GM* laufen beide Optionen kreuz und quer. Einerseits wird betont, daß beide Geschlechter »natürlicherweise« exakt gleiche Interessen und Befähigungen haben, anderseits sortieren *»gender-sen-*

sible« Handreichungen deutlich nach dem Faktor Geschlecht. Beispielsweise gibt es eine Broschüre des Gesundheitsministeriums zur Nikotinentwöhnung für »Girls« – mit kichernden Mädchen, die aus Schlankheitsgründen rauchen –, und eine für »Boys«, denen aufgezeigt wird, wie sie ohne Kippe »cool« und »erfolgreich« wirken.

Diese Verwirrung wird im akademischen *Gender*-Diskurs fortgeschrieben. In einer Rezension des jüngst erschienenen Sammelbandes *Gendering historiography* heißt es, die »Verbindung von Geschichtsschreibung und Geschichtskultur« erscheine aus »gender-sensibler Perspektive als unerläßlich. Erst die Überwindung akademisch-männlich geprägter Definitionen von ›wahrer‹ oder ›wichtiger‹ Geschichte … macht es möglich, auch weibliche Historiographen in den Blick zu bekommen; schließlich waren Frauen über Jahrhunderte hin *qua* Geschlecht aus der akademischen Geschichtsforschung und -schreibung ausgeschlossen.« Bis heute sei »das Feld der Geschichtsschreibung und -forschung durch Geschlechterdifferenzen, -hierarchien sowie Ein- und Ausgrenzungen gekennzeichnet. Insofern ist das Anliegen, die Historiographie zu ›gendern‹, weiterhin ein eminent politisches.«

Solche Fragen mögen »spannend« sein. Ihre Beantwortung mag Raum verlangen – für ein paar Bücher, einige Seminare. Sie mag, wenn sie nun als bundesrepublikanische »Querschnittsaufgabe« gesetzt ist, als roter Faden akademische Forschungen durchziehen. Doch erscheint die interdisziplinäre *Gender*-Fixiertheit als unergiebige Auswalzung eines Gesichtspunkts. Wo sich Frauen möglicherweise einst in endlosen Umdrehungen und letztlich rein um des kommunikativen Aspektes willen über das Waschmittel unterhielten, das »nicht nur sauber, sondern rein« wusch, dreht sich heute das Bemühen eines großen Teils der jungen Akademikerinnengeneration um die »gendergerechteste« Sichtweise. Ebenso wie es bereits in rückständigen Zeiten Männer gab, die Putzlappen schwangen, haben auch Männer teil am frauendominierten *Gender*-Diskurs. Ihre Teilhabe bewegt sich im unteren einstelligen Prozentbereich. Ganze zwei der *Gender*-Professuren sind männlich besetzt. Ähnliches läßt sich von einschlägigen Veröffentlichungen sagen. Immerhin: Laut *Emma* ist jede vierte *Gender*-Studentin (!) männlich. Den »alten« Feministinnen ist das zuviel. Die *Emma* druckte vor längerer Zeit einen heute zwanzig Jahre alten Debattenbeitrag der amerikanischen Soziologie-Professorin Renate Klein erneut ab. Feministin Klein geht hart ins Gericht mit der dekonstruktivistischen *Gender*-Ideologie. Die genderübliche Sichtweise (propagiert vor allem durch die ikonenhaft gefeierte Rhetorikprofessorin Judith Butler, vorbereitet unter anderem durch das feministische Idol Simone de Beauvoir, wonach man als Frau nicht geboren werde, sondern zur Frau »gemacht« werde), daß es »die Frau« nicht gebe, sei »ein Schlag ins Gesicht, der echten lebendigen Frau«. »Virusähnlich« habe der Trend zur Akademisierung von Frauenforschung die westliche Welt befallen. Der unzugängliche »Fachjargon« der »Dekonstruktionistinnen« spiele der Männerwelt in die Hände, drum sei es logisch, daß ein Mann den ersten US-Lehrstuhl in *Gender-Studies* innehabe: »Eine theoretisierende Frau auf ihrem Territorium ist ihnen immer noch lieber als eine ›Männerhasserin‹ im separatistischen ›Ghetto‹. Im weiblich-akademischen Dauerselbstgespräch haben sich beide Sichtweisen meist zur Unkenntlichkeit vermischt. Ein kühner Griff, zugleich das (moralisch) bessere, andererseits das ebenbürtige Geschlecht sein zu wollen, gleichfalls aber die Kategorie Geschlecht zu negieren.« Dazu paßt die Grundsatzerklärung der US National Women's Studies Association. Demnach wird die »sterile Aufspaltung in akademisches Wissen und Laienwissen« ebenso abgelehnt wie »die Fragmentierung in Kopfweisheit und Körperempfinden, Intellekt und Leidenschaft.« Rationale Vorgehensweisen fruchten hier konsequenterweise kaum, der späte Feminismus ist a) gut kampagnenfähig und hat b) mittlerweile zahlreiche Gesetze auf seiner Seite. In einem Zeitalter, das »Kommunikation« an sich, das endlose verbale Kreis(s)en und das Gerede zur Primärtugend und als Leitbegriff erhoben hat, stehen wir vor ebendieser Wahl: der Einbeziehung spezifisch weiblicher Anliegen oder der Akzeptanz eines universellen *Gender*-Begriffs. Ein Drittes gibt es allenfalls in Sphären, wo Frauen bis heute deutlich unterrepräsentiert sind: in sämtlichen technologischen und naturwissenschaftlichen Forschungsfeldern. Manche halten dies für die Wissenschaften der Zukunft.

Renate Klein: *Intellekt und Leidenschaft. Zwanzig Jahre Frauenstudien weltweit*, in: *Emma* (1990) 2.

Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, dt. erstmals 1991.

Simone de Beauvoir: *Das andere Geschlecht*, dt. erstmals 1951.

Wolfgang Bergmann: *Wohlfühl-Kuschel-Pädagogik geht Jungs gewaltig auf die Nerven*, *Spiegel online* vom 5. April 2008

Maria Gazzetti: *Gabriele d'Annunzio. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, zuletzt Hamburg 2000.

Vom faschistischen Eros

von Siegfried Gerlich

Was ihn zum Weibe trieb, war nicht Genuß, sondern eine Wunde, die in der Tiefe brannte.
(Ernst Jünger, *Sturm*)

In einer politischen Kultur, die Paul Celans poetisches Bild vom Tod als Meister aus Deutschland zu einem zivilreligiösen Dogma erhoben hat, kommt die Rede von einem faschistischen Eros beinahe einem Sakrileg gleich. Aber bereits der italienische Faschismus entfesselte eine so heillose Gewaltsamkeit, daß selbst ein besonnen Urteilender wie Ernst Nolte »etwas von urtümlich Bösem, von zynischer Menschenverachtung und diabolischer Freude an der Erniedrigung des anderen Menschen, von lichtloser Liebe zur Gewalt um ihrer selbst willen« darin erkannte. Gleichwohl galt die tiefste Sehnsucht des Faschismus der vitalen Regeneration der abendländischen Kultur, und noch seine in ein rassistisches Vernichtungsdenken überschießende Gesundungslehre entsprang dem Empfinden einer im Niedergang begriffenen bürgerlichen Welt, an die einige seiner bedeutendsten Vordenker stets gebunden blieben und die sie eben darum so erbittert bekämpfen mußten. Ihnen hat Günter Maschke eine pointierte Diagnose gestellt: »Der faschistische Intellektuelle ist der radikale Décadent. Er kann den ihn quälenden Wertnihilismus nur ertragen, weil er glaubt, daß sich das wirkliche Leben erst im Ausnahmezustand, im Krieg oder im Augenblick der Gefahr enthüllt. Er feiert die vitalistische Substanz gerade, weil sie fehlt. Nicht in ihr wurzelt die Gier nach starken Erregungen, sondern sie steigt aus dem Rausch und dem Traum, ist aus flüchtigem Stoff. Nach der Anspannung, die ganz von der schönen Geste lebt, kommt die Erschöpfung, die Verzweiflung, der Zynismus.«

Ernst Nolte: *Der Faschismus in seiner Epoche*, zuletzt München 2000.

Günter Maschke: *Die schöne Geste des Untergangs. Drieu la Rochelle – ein faschistischer Décadent* (1980), in: *Das bewaffnete Wort*, Wien 1997.

Diese Worte waren Drieu la Rochelle zugedacht, aber sie gelten auch für Gabriele D'Annunzio, dessen luxurierender Erotismus den faschistischen Vitalismus aus sich selbst heraus erzeugt hat. Es war die Gunst der Stunde, die dem abenteuerlichsten Herzen des italienischen Ästhetizismus

unmittelbar nach dem Teilsieg Italiens im Ersten Weltkrieg die Führerschaft der Freischärler zuspielte. Nach seiner eigenmächtigen Besetzung Fiumes schuf der Kommandante der Arditi in der Adriastadt das schillernde Urbild des Faschismus: eine von hedonistischen Sitten und promisker Sexualität geprägte anarcho-syndikalistische Volksdemokratie, die durch Massenmobilisierung einem autoritären Stadtstaat mit charismatischem Führerkult unterworfen war. Diesen neuen politischen Stil vor Augen stilisierte der junge Mussolini den Faschismus zur »Religion der Anarchie«; und wenn der Duce diese libertären Kräfte um seiner eigenen totalitären Herrschaft willen später auch unterdrücken mußte, so hatte sich im *fin de siècle* doch längst ein mächtiger erotischer Strom aus deutschen Quellen angestaut, um schließlich von D'Annunzio in faschistische Gestade gelenkt zu werden: Schopenhauers triebhafte Willensmetaphysik, Wagners liebestrunkenes Gesamtkunstwerk und Nietzsches lebensberauschte Schicksalsliebe schlugen in Fiume hohe Wellen.

Gabriele D'Annunzio: *Lust*, Stuttgart 2002; *Das Opfer*, München 1997.

Neben diesem dekadenten Erotismus, der noch in seinen reaktiven asketischen Idealen eine Verfallenheit ans weibliche Element erkennen ließ, brach sich in Deutschland selbst vor allem ein Regeneration verheißender Eros männlicheren Charakters Bahn: Ernst Jünger entwickelte unter Feuer und Fieber eine heroische Ästhetik des Schmerzes, wobei seine gleichzeitige Lust an Rausch, Blut und Tod bei allem soldatischen Ethos des preußischen Anarchisten immer auch wie eine Libertinage des Schützengrabens anmutete. Stefan George suchte die Wiedergeburt der deutschen Dichtung aus dem Geiste der griechischen Knabenliebe einzuläuten und ging in seinem Verhältnis zu Maximin mit gutem Beispiel voran. Hans Blüher empfahl der effeminierten Männergesellschaft im ganzen den verschärften Einsatz des »mannmännlichen Eros«, der ihm als ein »ernster und furchtbarer Gott, der keine Gnade kennt«, begegnete. Und Gottfried Benn brachte in seiner Beschwörung der »dorischen Welt« nur deren dunkelste Männerchöre zum Erklingen, um den Eros als »Gott mit der gesenkten Fackel« sogar in ein Bild des Todes zu bannen.

Ernst Jünger: *Über den Schmerz*, in: *Sämtliche Werke. Zweite Abteilung. Essays I. Bd 7. Betrachtungen zur Zeit*, Stuttgart 1980.

Sowenig es mithin dem geistigen Frühfaschismus, der sich in seinen radikalsten Wortführern selbst der Herrschaft des Thanatos unterstellte, an einem wie immer gearteten Eros mangelte, sowenig gewährte andererseits der mythische Eros einfach nur Lust und Liebe — auch er konnte den Sterblichen Tod und Opfer abverlangen. Die vertrauten ästhetischen Metamorphosen des peitschenbewehrten Liebesgottes zum geflügelten Jüngling und schalkhaften Amor verharmlosten bereits dessen dämonische Natur. Aber auch seine philosophische Verklärung zur Allegorie der Schönheit und seine psychologische Verengung zur Metapher der Sexualität verfehlten sein elementares Wesen, welches Ludwig Klages und Alfred Schuler in den orphischen Mysterien wiederentdeckten: Als sich selbst begattender Gott trug der ursprüngliche Eros die Keime aller übrigen Götter in sich, und so wurde er als mannweiblicher Dämon planetarischer Schwangerschaft und kosmischer Wiedergeburt verehrt. Insofern er das Weltgeschehen nicht nur durchwaltete, sondern allererst hervorbrachte, durfte dieser »kosmische« auch der »kosmogonische Eros« heißen. Einige Charaktere dieses weltschöpferischen und seinserfüllten Eros gingen auf Dionysos über, aber dem Gott der Frauen und der Fruchtbarkeit stand keine Schöpfungs- und Deutungskraft mehr zu Gebote, die der Welt im ganzen hätte Sinn und Form geben können. Im phallischen Kult um den sterbenden und wiederauferstehenden Dionysos erglühte nurmehr die alle erkalteten Weltgestalten und erstarrten Lebensformen einschmelzende oder sprengende Lebenssubstanz selbst. Nach der Wiedererweckung des trunkenen Gottes durch die deutsche Frühromantik ließ der spätromantische Wagnerianer Friedrich Nietzsche unter dem schönen Schein der griechischen Kunst- und Körperformen, die der deutschen Klassik noch als Vorbild dienten, ein schreckliches Chaos aufbrechen: Im dionysischen Taumel waren Lust und Schmerz, Sexualität und Grausamkeit, Lebenssteigerung und Selbstauflösung noch ungeschieden, und gerade in der weiblichen Grenzenlosigkeit dieses sich selbst genießenden Lebensstroms offenbarte sich das rauschhafte Wesen der Welt, mochte deren dem männlichen *principium individuationis* unterworfenes Erscheinungsbild auch eine apollinische Ruhe und Ordnung ausstrahlen.

Ludwig Klages: *Vom kosmogonischen Eros*, Stuttgart 1921.

Alfred Schuler: *Gesammelte Werke*, München 2007.

Friedrich Nietzsche: *Die Geburt der Tragödie*, in: *Kritische Studienausgabe, Bd 1*, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1999.

Im Gegensatz zu Johann Jakob Bachofen, der den mythischen Widerstreit zwischen Dionysischem und Apollinischem in ein kulturhistorisches

Nacheinander von Matriarchat und Patriarchat auflöste, suchte der Kosmische Kreis um Klages die heterosexuelle Entzweiung jener beiden Prinzipien in die hermaphroditische Einheit des kosmogonischen Eros zurückzunehmen, der noch kein animalisches Verlangen und keinen menschlichen Mangel kannte, in dem sich vielmehr eine göttliche Seinsfülle seelenvoll verströmte. Denn anders als die sexuelle Begierde oder die narkotische Sucht, die sich in triebhafter Befriedigung oder rauschhafter Selbstzerstörung erschöpfen, hebt die erotische Sehnsucht auf eine aufopfernde Selbstüberschreitung ab, wie sie nur in den Ekstasen einer aus dem Gefängnis des Geistes befreiten Seele erfahren werden kann. Schon der »Eros der Nähe«, der die heterosexuelle Zweisamkeit belebt, vermag die Einsamkeit der Seelen aufzuheben, sofern die Leiber nicht einfach im Dunkel des Rausches versinken; aber allein die homoerotische Gemeinschaft empfängt das Licht seelenvoller Begeisterung noch dort, wo sie offen sexuelle Züge annimmt. Gemäß diesem von Alfred Schuler so genannten »Eros der Ferne« wurde nicht der begehrende und besitzergreifende, sondern der schenkende und verklärende Liebhaber zum Musterbild aller abendländischen Führer- und Erlösergestalten bis zu jenem völkischen Retter, dessen »Neues Reich« Stefan George herbeisehnte. Die Gefolgschaft freilich kannte neben dem liebenden von jeher auch einen kriegerischen Eros, wie er in der altgermanischen Blutsbrüderschaft exemplarische Gestalt angenommen hatte. Hans Blüher ließ auf dem jugendbewegten Wirken der männerbündischen Erotik schließlich die gesamte patriarchalische Geschichte beruhen, denn nicht die Familiengemeinschaft, sondern die Männergesellschaft bildete die Keimzelle des starken Staates und aller höheren Kultur. Mit der Verhängung der Monogamie indessen war der Mann vor dem strengen Ethos dieses Eros zurückgewichen, dessen Macht im alten Sparta noch ungebrochen war. Sehnsucht nach der harten dorischen Männerwelt ergriff auch den zivilisationsmüden Gottfried Benn, der die spartanische Züchtung von »ewig jugendlichen Kriegern« und die ihr dienende Knabenliebe pries, bei welcher der Geliebte die im Samen liegende Seele des Liebhabers in sich aufzunehmen hatte, um dessen Stärke und Tapferkeit zu erlangen.

Johann Jakob Bachofen: *Das Mutterrecht*, Frankfurt a.M. 1975.

Stefan George: *Das Neue Reich*, Düsseldorf/München 1964.

Hans Blüher: *Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft*, 2 Bde, Jena 1919/20.

Gottfried Benn: *Dorische Welt*, in: *Essays und Reden*, Frankfurt a.M. 1989.

Bereits Anakreons Dichterwort, Eros schlage auf ihn mit mächtigem Hammer und bade ihn dann wie der Schmied den glühend gewordenen Stahl im Gießbach, gemahnte an die Gewalt, die der Mensch sich selbst antun mußte, um jenes mit sich identische Selbst des phallozentrischen Mannes zu schaffen, dessen durchs Vatergesetz sanktionierte Kulturordnung ein heroisches Bollwerk gegen die archaische weibliche Naturmacht darstellte. Noch die frühen von Eros angeführten Mysteriengötter bilden nur das Gefolge der großen Muttergottheiten, die durchweg Schicksalsmächte sowohl des Lebens wie des Todes waren, und die griechische Mythologie allegorisiert immer wieder den tragischen Übergang von zyklisch in sich kreisender matriarchaler Vorgeschichte zur linear fortschreitenden patriarchalischen Kulturgeschichte. Jene mythische Vorwelt aber, die Bachofen kurzschlüssig als eine reale »Gynaikokratie« ausmalte, steht für nichts als die notorische Angst des auf seine Autonomie pochenden Mannes, in die chthonische Natur zurückzusinken und vom weiblichen Chaos verschlungen zu werden, wenn er der Verlockung nachgäbe, aus seinem starren Charakterpanzer herauszutreten und Tuchfühlung mit dem Lebendigen aufzunehmen.

C.G. Jung: *Heros und Mutterarchetyp*, in: *Grundwerk, Bd 8*, Olten 1985.

Camille Paglia: *Die Masken der Sexualität*, Berlin 1992.

In der *Odyssee* setzt Homer seinen Helden todbringenden weiblichen Versuchungen aus, die zum härteren Prüfstein seiner männlichen Souveränität werden, als es der Trojanische Krieg gewesen war. Vor der Sireneninsel, die mit Gebeinen modernder Menschen gesäumt ist, muß Odysseus den rudernden Gefährten die Ohren mit Wachs verstopfen und sich selbst an einen Mast binden lassen, um dem ebenso betörenden wie verderbenden Lied der Sirenen, dem keiner sich entziehen kann, gefahrlos lauschen zu können. Aber er weiß schon, daß er im Augenblick der Vorüberfahrt verzweifelt darum flehen wird, ihn loszubinden, und so befiehlt er vorab, dann nicht zu gehorchen, sondern ihn nur noch fester zu fesseln und unerschrocken weiterzurudern. Die von Horkheimer und Adorno als Allegorie der Dialektik der Aufklärung erschlossene Episode lehrt, warum ohne ein grundlegendes Weiblichkeitsopfer die abendländische Zivilisation nicht hätte entstehen können; sie zeugt aber nicht minder von den Grausamkeiten und Schmerzen männlicher Selbstkasteiung, welche die Geschichte des Patriarchats stets begleitet haben und die gerade angesichts seines drohen-

Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*, Frankfurt a.M. 1988.

den Untergangs in eine blinde Entschlossenheit zu seiner bedingungslosen, nämlich faschistischen Verteidigung umschlagen sollten. In der Agonie der bürgerlichen Welt nach dem Ersten Weltkrieg suchte die Boheme eines geschlagenen und gedemütigten Volkes die kollektive Depression mit erotisch-narkotischen Euphorien zu übertäuben und die eigene politische Impotenz und mentale Effeminierung durch einen manischen Hedonismus zu verdrängen. Die Widerständigen dagegen, die der verzweifelten Libertinage der Goldenen Zwanziger nicht verfielen, hielten sich umso verbissener an die untergegangene Ordnung und erwarteten mit dem Ressentiment der Zukurzgekommenen den Triumph eines Willens, der diese haltlose Dekadenz durch Zucht und Ordnung bändigen, wenn nicht durch eine radikale Gewaltkur ausmerzen würde.

In einer bis zu den Lehren der Orphik zurückreichenden Geistestradition hatte bereits Otto Weininger das Männliche mit der »Form« und das Weibliche mit dem »Stoff« identifiziert, um die einbrechende Hierarchie der Geschlechter noch einmal in einer unverrückbaren Ordnung der Dinge zu verankern. Aber erst Goebbels zog aus dieser Erotisierung der Ontologie die faschistische Konsequenz einer Ästhetisierung der Politik: Der formgebende Künstlerpolitiker hatte die »Rohstoffmasse Mensch« zu einem stählernen Volk in einem schönen Staat zu schmieden.

Indem Hitler die deutschen Männer in spartanischem Geist von ihrer verweichlichten Seele kurierte und ihre verletzlichen Körper zu stählernen Kampfmaschinen ertüchtigte, tilgte er noch die letzten Spuren von Weiblichkeit im Manne selbst. Im Gegenzug jedoch wurde dieser überzüchtete Blühersche »Mannmann« von einer Dialektik des Opfers ereilt: Das verworfene Weibliche kehrte rächend wieder und entfesselte schließlich einen vernichtungswütigen Todestrieb. Schon in Friedenszeiten entwickelte manch herrischer Volksgenosse eine sklavische Hörigkeit einem Führer gegenüber, der seinerseits Züge eines hysterischen Weibes an den Tag legte. Vollends im Kriege brach die weibliche Opferrache mit dionysischer Elementargewalt über den soldatischen Mann herein: In den orgiastischen Stahlgewittern, im inzestuösen Rausch des Blutvergießens, im symbiotischen Sumpf des Schützengrabens übte der Gott der Frauen massive Vergeltung. Anders als der deutsche Frontsoldat brauchte sich der faschistische Folterknecht dem Sog solcher Selbstzerstörung nicht mehr auszusetzen: Er hielt sich durch seinen Machtwillen zusammen, indem er den uneingestandenen Schmerz unter seiner verhärteten Charakternarbe in seinen Opfern unaufhörlich erzeugte; denn gerade dem seine Leidenschaften bis zur sadistischen Apathie disziplinierenden Gewalttäter spiegelte die gequälte Kreatur aufreizend den Schein von ohnmächtigem Glück und willenloser Hingabe wider. Der zwanghafte Impuls, die verhaßte übermächtige Regressionsanlockung ein für allemal auszurotten, durchzieht die Geschichte des Abendlandes, aber dem radikalen Faschismus der Nationalsozialisten blieb es vorbehalten, diesen Ausrottungswunsch heroisch-bürokratisch in die Tat umzusetzen und gegen alles zu richten, was irgend im Bannkreis weiblicher Naturnähe zu vegetieren schien: das kulturell Entartete, das biologisch Kranke, das rassisch Minderwertige.

Dergestalt trieb der Radikalfaschismus am Ende nur die patriarchalische Ordnung selbst in den Untergang. Sein überschießender Reinheitswahn pervertierte die homoerotische Triebkraft der Männergesellschaft, bis in einem von allen erotischen Beimischungen gereinigten Todestrieb das sadomasochistische Skelett von Herrschaft und Sexualität zum Vorschein kam. Als ultimative Perversion des kosmogonischen Urbildes eines lebensdurchflutenden Eros verschanzte sich der radikalfaschistisch verstümmelte Eros in dessen düsterem Schattenreich und gab sich bis zum bitteren Ende seiner Lust an der Grausamkeit und der Liebe zum Tode hin. All dies keimte bereits in der Periode des Verfalls. Aber vor dem Hintergrund der unersättlichen Flammenmeere der Hitlerschen Götterdämmerung nimmt sich das dekadente Feuerwerk, das D'Annunzio einst in Fiume entzündet hatte, nachgerade als ein Fest überschäumender Lebensfreude aus.

Arno Breker, Bereitschaft, Plastik von 1939

Otto Weininger: *Geschlecht und Charakter*, München 1980.

Klaus Theweleit: *Männerphantasien 1. Frauen, Fluten, Körper, Geschichte*, Reinbek bei Hamburg 1980.

Rudolf Heinz: *Die Utopie des Sadismus*, in: *Die Eule, Nr. 3*, hrsg. von Heide Heinz, Wuppertal 1980.

Vom schwulen Eros

von Martin Lichtmesz

Es sei »absolut Kokolores«, urteilte Max Goldt 1989 in der *Titanic* über die »normalen Homos«, aus einem »kleinen, unterhaltsamen Defekt wie der Homosexualität einen ganzen Lebensstil zu destillieren ... Die kultische Überhöhung einer unbedeutenden Norm-Abweichung führt natürlich zwangsläufig dazu, daß alle individuellen Eigenschaften gegenüber dem Schwulsein verblassen; es laufen Leute herum, die nicht mehr links, nicht mehr rechts, nicht mehr musisch, nicht mehr Mensch, sondern nur noch schwul sind und nichts anderes.«

Max Goldt: *Quitten für die Menschen zwischen Zittau und Emden*, Zürich 1993.

Theoretisch könnte man die Homosexuellen-Frage an dieser Stelle stehenlassen, zumal die einst zentrale Forderung der Homosexuellenbewegung nach Entkriminalisierung seit den Entschärfungen des berüchtigten Paragraphen 175 in den Jahren 1969 und 1973 schon geraume Zeit erfüllt worden ist. Daß die Abschaffung dieses Relikts aus Kaiser Wilhelms Zeiten gerechtfertigt war, ist heute Konsens. Selbst unter den Konservativen gibt es nur wenige, die wie Gabriele Kuby Homosexualität für grundsätzlich ethisch problematisch und pathologisch halten. Diese Sichtweise blendet aus, daß hier nicht bloß eine abweichende Form der Triebabfuhr, sondern auch ein authentischer Eros am Werk ist, wofür sich als klassische Zeugen immerhin ein Platon, ein Shakespeare oder ein Michelangelo aufrufen lassen.

Mit der Entkriminalisierung stand freilich weiterhin die Frage nach der gesellschaftlichen Akzeptanz offen, und diese ist der Punkt, an dem Homosexualität eine fortgesetzte politische Problematik mit sich bringt: Dank der zahlreichen Handreichungen staatlich subventionierter Institutionen (mit Tips zum *Coming-Out* u.ä.) läßt sich heute von einer soliden Überfüllung der alten Schwulenprogrammatik sprechen.

Wenn nun der Bürgermeister von Berlin (SPD) anläßlich seines Amtsantritts öffentlich verkündet »Ich bin schwul, und das ist gut so«, dann ist das ein gezielter politischer Akt, der weit über das private »Outing« hinausweist. Ebenso ist es Teil einer umfassenderen Strategie, wenn gegen-



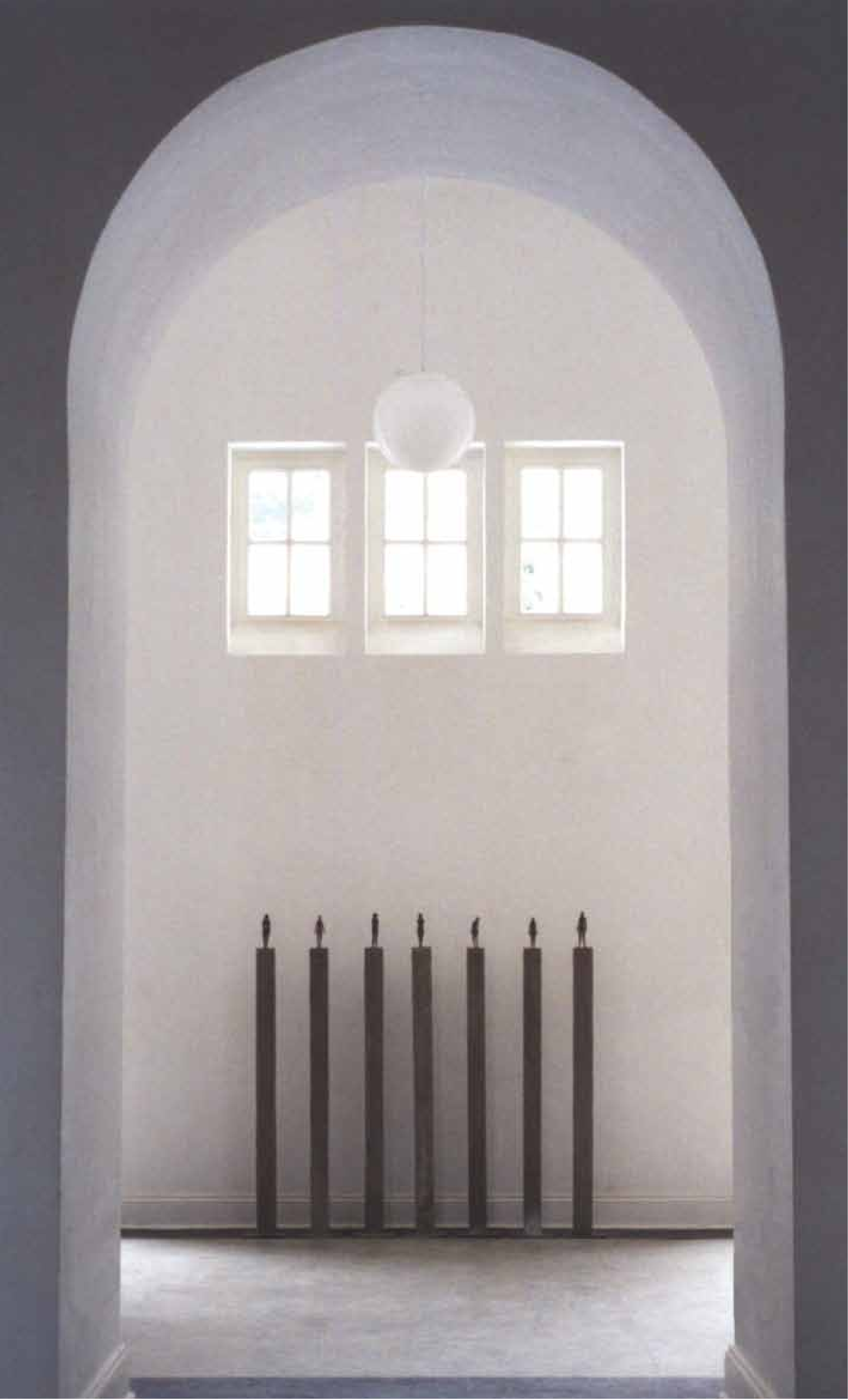
Frauenkörper

Bildhauerei ist für mich vor allem Form und Material, Volumen, Raum und Größe. Schwerpunkt meiner Bildhauerei ist der Frauenkörper, den ich in figurativer Weise überwiegend in Bronze arbeite, entweder in intimer Miniatur oder monumentaler Größe. Zwischen der tendenziell harmonischen äußeren Form herrscht eine harte Dissonanz mit der groben, fragmentarischen Gestaltung der Oberfläche. Arbeitsspuren und Hiebe bleiben wie Narben zurück und verhindern, daß der Betrachter der Figur zu nahe kommt. Die Oberfläche bleibt vorläufig und verstärkt den Ausdruck von Fragilität und Verletzlichkeit, der den Figuren innewohnt. Inhaltlicher Schwerpunkt meiner Arbeit ist so das Aufzeigen und das Vereinen von Polaritäten wie Labilität und Stärke, Fragilität und Masse, Aktivität und Passivität, Bewegung und Statik.

Susanne Kraißer, Bildhauerin, lebt in Bad Belzig.
www.susanne-kraisser.de

Abbildungen:
Zeichen I, Bronze, 2005, 5 × 4,5 × 17 cm (Seite 1)
Zeichen II, Bronze, 2006, 6,5 × 4,5 × 21,5 cm (Seite 1)
Ego, Bronze, 2006, 6 × 4,5 × 17 cm (Seite 1)
Tanz am Abgrund I (Ausschnitt), Figurhöhe 17 cm (Seite 2)
Tanz am Abgrund II, Bronze/Beton/Stahl, 2007, 200 × 20 × 148 cm (Seite 3)
Torso, Aluminium, 2002/2007, 35 × 75 × 85 cm (Seite 4)







über dem Berliner Holocaust-Mahnmal zum Gedenken an die im Dritten Reich verfolgten Homosexuellen ein großer schwarzer Quader mit einem eingebauten Guckkasten aufgestellt wird, in dem in einer Dauerschleife ein Paar sich küssender Männer gezeigt wird.

Mindestens seit den sechziger Jahren steht die Homosexualität einschlägig im Dienst des Kulturkampfes der Linken – obwohl sie durchaus nicht deren Vorrecht ist, denkt man an Dichter wie Stefan George und Yukio Mishima, publizistische Pioniere wie Adolf Brand und Hans Blüher, Nationalsozialisten wie Ernst Röhm und seinen Epigonen Michael Kühnen oder Rechtspopulisten wie (vermutlich) Jörg Haider und Pim Fortuyn. Es genügte der Schwulenbewegung ab einem bestimmten Punkt nicht mehr, Toleranz für eine Minderheit einzufordern, die abweichende Sexualität wurde zum Hebel, um die Legitimität der Werte der Mehrheit, ja deren sexuelle Identität selbst in Frage zu stellen. Dies konnte freilich nur verfangen, weil die Argumentation der »Gender-Bender« ein gutes Stück Wahrheit auf ihrer Seite hat: tatsächlich ist die Sexualforschung heute kaum über Freud, Weininger, Blüher, Hirschfeld oder Kinsey hinausgekommen, die allesamt in verschiedenen Fassungen eine prinzipielle, latente Bisexualität des Menschen postulierten. Auf dieser Grundlage basieren letztlich auch jene heute stark bekämpften Theorien, die im scharfen Gegensatz zu den Schwulenlobbys Homosexualität als nicht wünschenswerte, weil primär sozialisationstechnisch erworbene Fehlprägung betrachten: *ex nihilo nihil fit*.

Bernd-Ulrich Hergemöller: *Mann für Mann: Biographisches Lexikon*, Frankfurt a.M. 2001.

»Homophobie« wurde neben »Rassismus« und »Sexismus« zu einem der Grundpfeiler der Antidiskriminierungsideologie, während die bunte Schar der »Queers« zum Ersatz-Proletariat und revolutionären Subjekt erklärt und in Frontstellung gegen die »Heteronormativität« gebracht wurde. Die ehemals Ausgegrenzten sind also von der Defensive in die Offensive übergegangen. Als partieller Antrieb dieser Entwicklung ist unschwer ein gerüttelt Maß an Ressentiment auszumachen, etwa in der linksfeministischen Frauenbewegung und ihrer Tochterfiliale, dem *Gender Mainstreaming*, die beide maßgeblich von lesbischen, kinderlosen Frauen angeführt wurden und werden. Der Einfluß dieser Ideologien ist inzwischen so weitreichend, daß sich die Machtverhältnisse umgekehrt haben. Schwulenfeindliche Äußerungen werden von den Exekutiven der *Political Correctness* mitunter ebenso erbarmungslos geahndet wie etwa »Rassismus«. Wie bei diesem wird auch hier von einem unerfüllbaren, quasi-puritanischen Ideal ausgegangen, dem genauen Gegenstück zu der Vorstellung, man könne Homosexualität durch medizinische Behandlung oder sexualethische »Umpolung« aus der Welt schaffen.

Die Verfälschung des ursprünglich rein psychiatrischen Begriffs »Homophobie« führte zu seiner Anwendung auf schlichtweg jede, noch so milde Form des Befremdens und des Ekels gegenüber sexuell abweichend Ausgerichteten. Stärker noch als beim »Rassismus« kann es hier allerdings kein Entrinnen geben: Da Sexualität nun einmal auf (oft sehr komplexen) polaren Spannungen basiert, ist die Abstoßung des unpassenden Pols ebenso unvermeidlich wie die Anziehung des komplementären. Es gibt wohl nur sehr wenige heterosexuelle Männer, die bei der Konfrontation mit homosexueller Erotik kein spontanes Unbehagen empfinden. Eine ähnlich »polare« Reaktion stellt sich bei den meisten Männern auch gegenüber stark effeminierten Geschlechtsgenossen ein, die durchaus nicht immer homosexuell sein müssen – ein instinktiver Widerwille, den sie indessen mit vielen Frauen teilen.

Die Äußerung entsprechender Affekte unterliegt einem öffentlichen Tabu, das freilich im privaten Alltag selten eingehalten wird. Die Folge dieses Drucks ist wie immer eine allgemeine Heuchelei, die nicht selten von den schrilleren Teilen der Szene durch demonstrative Zurschaustellung des Perversen auf die Schmerzgrenze geprüft wird. Hypersexualisierungen und Fetischisierungen verzerren ihr Objekt: Die grelle *Drag-Queen* ist gemessen an der Norm eine ebenso lächerliche, vage höhnische Karikatur des Weiblichen wie ihr Komplementärbild, der muskelbepackte, uniformierte Lederkerl mit seinen grotesk übertriebenen Männlichkeitsattributen. Hier wird die Provokation zum doppelbödigen Spiel: Der narzißtischen Inszenierung des eigenen »Andersseins« wird die Beschwerde über die »Homophobie« und das vermeintliche »Spießertum« der sexuellen Mehrheit zur Seite gestellt.

Wie sämtliche Antidiskriminierungs-Axiome basiert das Konzept der »Homophobie« auf einer irrigen Vorstellung von der Natur des Men-

schen, in diesem Fall: von der (sexuellen) Natur des Mannes. Camille Paglia bemerkte dazu: »Die Idee, es könnte eine Welt ohne Schwulenfeindlichkeit geben, kann ich nicht nachvollziehen, wenn ich die entflammbare Beschaffenheit der Männlichkeit betrachte. Männlichkeit und die Übergangsphase vom Jungen zum Mann sind etwas Gefährliches. Alle Proteste der Welt werden die Schwulenfeindlichkeit nicht verhindern, solange die schwulen Männer nicht verstehen, was deren Wurzel ist. Und zwar nicht einfach Homophobie, sondern die Natur der Männlichkeit selbst, und ihre Gefährdung in einer Welt, die von Frauen beherrscht wird. Es gibt reale und legitime Ursachen für die Angst, die viele Männer vor dem Ausdruck des Homosexuellen haben.«

Dies sind unausrottbare Gegebenheiten. Trotz aller Anstrengungen der *Gender*-Ideologen sind Jungen und Männer nicht davon abzubringen, »schwul« als Schimpf- oder Spottwort zu benutzen. Bei näherer Betrachtung ist es in erster Linie nicht die Homosexualität an sich, die als bedrohlich, verächtlich oder lächerlich empfunden wird, sondern vor allem die damit konnotierte Verweiblichung des Mannes, die als Kennzeichen psychischer und physischer Regression gilt. Die verachtete »Schwuchtel« meint den weichlichen, passiven, unterwürfigen, feigen, affektierten, emotional unkontrollierten Mann, der sich körperlich nicht verteidigen kann. Nicht nur in der embryologischen Entwicklung geht das Weibliche dem Männlichen voran, auch die kindliche Welt steht primär unter der Herrschaft der Frau. Schon die Psychoanalyse wies auf den Prozeß der psychischen Abnabelung von der Mutter hin, die für ein männliches Kind ganz andere Identitätskrisen birgt als für ein weibliches. Das spiegelt sich auch auf der äußeren Ebene: Hohe Stimmen, zierliche Körper, runde Formen und bartlose Gesichter gehen dem späteren Habitus und den sekundären Geschlechtsmerkmalen des Mannes voran. Der seelische Einschnitt reicht in der Regel tiefer als bei der Entwicklung von Mädchen. Folgerichtig waren die grausamen Initiationsrituale primitiver Gesellschaften in erster Linie der männlichen Jugend zugedacht. Ein Widerhall davon findet sich noch heute in der rauhen Sprache militärischer Ausbilder, deren Ziel letztlich die Ausmerzung des »Muttersöhnchenhaften« der ihnen anvertrauten jungen Männer ist.

Mario Praz: *Liebe, Tod und Teufel*, München 1960.

Damit wird auch das klassische Postulat des Zusammenhangs zwischen Dekadenz und Verweiblichung plausibel. »In Spätphasen befindet sich die Männlichkeit stets auf dem Rückzug«, bemerkte Paglia. Mario Praz hat in seiner Studie *Liebe, Tod und Teufel* gezeigt, wie in der Kunst und Literatur des späten 19. Jahrhunderts der Typus des Androgynen, – asexuell, morbid, überfeinert und unfruchtbar –, zum verbreiteten Topos wurde. Anfang des 21. Jahrhunderts, in Zeiten von »Metrosexualität« und *Gender Mainstreaming*, taucht dieser Typus in veränderter Form erneut als Ideal auf. Die politische Beschlagnahme der Homosexualität spielt heute wie alle radikal egalitären Bewegungen offensiv der Dekadenz des Westens in die Hände, also der Unterminierung seiner Tradition, seiner Identität und seines Selbstbehauptungswillens. Mit dem ironischen Ergebnis, daß sowohl Feministinnen als auch Schwule blindlings daran mitarbeiten, sich den Ast abzusägen, auf dem sie selbst sitzen, indem sie der Islamisierung des Kontinents Vorschub leisten. »Nach uns der grausame Gott«, schrieb William Butler Yeats im Rückblick auf die ermüdete, überzüchtete Kultur des *Fin de siècle*.

Hans Blüher: *Die drei Grundformen der sexuellen Inversion*, Leipzig 1913.

Dieser Schlagseite zur Dekadenz war sich auch Hans Blüher bewußt, als er 1913 postulierte, es sei »die Zeit vorüber, wo die homosexuelle Frage den Homosexuellen allein gehörte und nur sie betraf«. Denn auch für Blüher war die Homosexualität ein Politikum, und zwar ein kaum zu Unterschätzendes. Der erst vierundzwanzigjährige umstrittene Deuter der Wandervogelbewegung hatte bereits im Kern seine berühmte Theorie ausformuliert, wonach die »standfesten Formen der Homosexualität mit den jedem Menschen begegnenden, der ganzen Kultur dauernd immanenten Nuancierungen« verknüpft seien. Ausgehend von einer allgemeinen Bisexualität des Menschen entwickelte er einen hochdifferenzierten Eros-Begriff, mit dem er aufzuzeigen versuchte, daß der Staat im Gegensatz zur heterosexuell begründeten Familie auf den im weiteren wie im engeren Sinne homoerotischen Bindekräften des »Männerbundes« beruhte. In dem Aufsatz *Die drei Grundformen der sexuellen Inversion* siedelte er, gewiß nicht zufällig, den absolut »Invertierten« innerhalb des Spektrums der sexuellen Neigung ganz »links« an, den absolut Heterosexuellen ganz »rechts«. Nichtsdestotrotz entwickelte sich Blühers Konzept des Männerbundes be-



Keine Toten, sondern Opfer der Orgie – Aristide Sartorio, Diana von Ephesus, 1895/98

sonders nach dem Ersten Weltkrieg zu einer gänzlich konträr zum heutigen Trend stehenden, dezidiert »rechten« Politisierung der Homosexualität: Der den Männerbund tragende »Invertierte« stand in diesem Konzept keineswegs für die Verweiblichung des Mannes, sondern war vielmehr der Gralswächter der unkorrumpierten Männlichkeit, im erweiterten Sinne des Staates überhaupt und sogar des preußischen Königtums, das Blüher gegen die als »feminin« aufgefaßte Demokratie verteidigte.

Blüher hielt die Frage, ob ein Mensch »dem eigenen« oder »dem andern Geschlechte verfallen ist«, für entscheidender als die tatsächliche sexuelle Betätigung: »Nicht Form und Art zweier einander gegenüberstehender erogener Zonen bilden das Charakteristikum für die Entscheidung heterosexuell-homosexuell, sondern allein die Imago des Geschlechts«, also eine Art platonisches geschlechtliches Urbild, das dem Begehren vorangeht. In *Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft* brachte Blüher diese »Imago« in Verbindung mit dem »Bild des Helden« als zentraler innerer Sehnsucht des Mannes, die sich schon früh in der »Kriegsspiel- und Indianerperiode« äußert und später zu seinem entscheidenden ethischen Antrieb wird.

Hans Blüher: *Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft*, 2 Bde, Jena 1917/19.

Es handelt sich hierbei letztlich um genau jene archetypische heroische Männlichkeit, die heute als obsolet gilt, politisch unter Beschuß und Verdacht steht, als Jungentraum ausgegendert werden soll, und deren tradierte Ikonographie allenfalls als Film- und Comicfigur (wie in dem Film »300«, der einen hypermaskulinen Leonidas gegen einen tuntig-bizarren Xerxes antreten ließ) oder eben in der unverbindlichen bis subversiven Karikatur des schwulen Fetisch geduldet wird. Protest gegen diese Demontage kommt nun nicht nur aus den Reihen der stetig anwachsenden »Männerbewegung«, sondern auch von Homosexuellen, die mit den im Vordergrund stehenden Lobbys nichts anfangen können. In jüngster Zeit formulierte der 1974 geborene homosexuelle Schriftsteller (und Bodybuilder) Jack Donovan, alias Jack Malebranche, diesen Einspruch am entschiedensten. Seine Polemik *Androphilia: A Manifesto* trug den Untertitel: »Rejecting the Gay Identity, Reclaiming Masculinity«, also etwa: »Gegen die schwule Identität, für die Wiedereroberung des Männlichen«. Für diesen nachgeborenen Blüherschen »Männerhelden« steht der Begriff »gay« (schwul) für ein politisches, soziales und ästhetisches Milieu, von dem er sich scharf abgegrenzt wissen will. An dessen Stelle setzt er den Alternativbegriff der »Androphilie«. »Ich fühle mich nicht nur zu erwachsenen Männern hingezogen«, erklärte Donovan in einem Interview, »sondern zu dem Ausdruck des Archetyps MANN überhaupt. Und die Werte und Qualitäten, die mit der archetypischen Männlichkeit assoziiert werden, stehen in einer gegensätzlichen Polarität zu den Werten und der zentralen Kultur der schwulen Szene.« Dementsprechend attackiert Donovan die »Schwulenvertretungs-Industrie« sowie die »Homo-Ehe« und kritisiert die Allianz der Homosexuellen mit dem Feminismus als »paradox«, da männerliebende Männer sich hier mit den schlimmsten Feinden der Männlichkeit verbündet hätten. Donovan ist inzwischen regelmäßiger Kolumnist bei dem konservativen US-amerikanischen Netzmagazin *Alternative Right* und dem antifeministischen Blog *The Spearhead*, wo er für »paläomaskuline und patriarchale Werte« eintritt und Homosexuelle auffordert, sich »in den Dienst der westlichen Zivilisation zu stellen« statt sich an ihrer Zerstörung durch die Linken und Liberalen zu beteiligen.

Jack Malebranche (Donovan): *Androphilia. A Manifesto*, Baltimore 2007.

Vom pädagogischen Eros

von Michael Stahl

Sokrates liebte die Knaben, und die Knaben liebten ihn. Das war für die alten Athener völlig in Ordnung, denn es geschah im Rahmen einer gesellschaftlich hoch geschätzten und institutionalisierten Praxis. Im Lykeion und in der Palaistra, bei den Agonen und beim Symposion trafen athenische Männer der Oberschicht sich mit den Adoleszenten zu gemeinsamem Tun, das der geistigen und körperlichen Erziehung diente. Es bildeten sich Paare von reifen Männern und Heranwachsenden, einem Liebhaber (*erastes*) und einem Geliebten (*eromenos*). Dieser war nach unseren Begriffen längst kein Kind mehr, sondern zumindest pubertierend oder gar schon ein junger Mann. Seine Beziehung zum Älteren sollte ihm helfen, sich in der Welt der Erwachsenen einzufinden. Er erfuhr von deren Erfahrungen, lernte kennen, was sich gehörte und nach welchen Idealen sich zu leben lohnte.

Werner Jaeger: *Paideia. Die Formung des griechischen Menschen*. 3 Bde, Berlin 1933–1945 (ND 1989).

Ernste Unterweisungen und spielerische Betätigungen, gesellschaftliche Verpflichtungen und religiöse Anlässe boten den Raum für die Entfaltung dieser besonderen Beziehungen von Älteren und Jungen, die ein festes Band zwischen den Generationen knüpften.

Der Erfolg dieses Initiationsritus hing jedoch ganz und gar am Eros. Der ältere Liebhaber wandte sich dem Jüngeren nicht »platonisch« distanziert zu, er warb um ihn, er entbrannte in Leidenschaft für das Junge, Unbefangene, Schöne, er begehrte auch körperlich. Sexuelle Handlungen blieben nicht aus, unterlagen aber einer strengen Kodifizierung des Erlaubten und Verbotenen (etwa jeder Form des Eindringens), und vor allem war das Sexuelle nie Ziel, sondern nur Mittel, eine treibende Kraft im Prozeß der Erziehung und des Erwachsenwerdens. In einem solchen Sex steckt auch ein Stück archaischer Magie: die Übertragung und Weitergabe männlicher Lebenskraft. Die Liebhaber waren deshalb überwiegend ganz »normale« Familienväter, keine Homosexuellen, trotz der ausgeprägt virilen Atmosphäre, in der sie sich zumeist bewegten, und schon gar keine »Pädophilen« in heutiger psychosexueller Definition.

Vor diesem Hintergrund der päderastischen Liebe entwickelte Sokrates, der europäische Archetyp des Erziehers, seine Gedanken zur Erzie-

hung und seine Weise des Erziehens. Die Bräuche seiner Zeitgenossen verwarf er keineswegs, sondern beteiligte sich durchaus selbst an ihnen. Auch er konnte dem Schönen nach eigenem Bekunden nicht widerstehen (*Menon* 76c) und charakterisierte sich selbst in der Runde der Symposiasten als einen, der nichts anderes verstünde als »die Erotika« (*Symposion* 177d).

Platon: *Symposion.* Dt. Übers. v. Friedrich Schleiermacher, in: *Platon: Werke in acht Bänden.* hrsg. v. G. Eigler, Bd 3, Darmstadt 1990.

Sokrates sieht sich als Erotiker in einem umfassenden und neuen Sinne. Er achtet die ehrenvolle Sitte der Athener, in der die Erziehung im Verhältnis zweier Individuen geschieht, die sich ganz aufeinander einlassen. Daran schließt Sokrates' eigene Methode der Aufklärung und Unterweisung an. Seine Gespräche sind keine bloß rationalen, sachorientierten Erörterungen, in ihrem Mittelpunkt stehen die Personen, steht der einzelne Mensch, um dessen moralische und seelische Entwicklung zu einem neuen Zustand der Bewußtheit seiner selbst es Sokrates zu tun ist. Die »größte Wohltat« sei es, so bestimmt er sein Ziel, »jeden von euch zu bewegen, daß er weder für irgend etwas von dem Seinigen eher sorge, bis er für sich selbst gesorgt habe, wie er immer besser und vernünftiger womöglich werden konnte (...)« (*Apologie* 36c), und er mahnt: »(...) schämst du dich nicht, für Geld zwar zu sorgen, wie du dessen aufs meiste erlangest, und für Ruhm und Ehre, für Einsicht aber und Wahrheit und für deine Seele, daß sie sich aufs Beste befinde, sorgst du nicht?« (*Apologie* 29d-e) Diese Forderung der Selbstsorge bedeutete im alten Athen eine Revolution der Wertordnung: Durch die Entdeckung der Seele als einer inneren Instanz, die allein der Sitz von Tugend und Glück ist, zählen die bisherigen Äußerlichkeiten, Reichtum und Ruhm, nicht mehr, sondern einzig die innere Verfaßtheit des Menschen. Sie befähigt ihn, aus sich selbst heraus – und nicht in den Augen der anderen – zu handeln, in Freiheit und womöglich im Gegensatz zu allen Konformitätszumutungen.

Platon: *Des Sokrates Apologie.* Dt. Übers. v. Friedrich Schleiermacher, in: *Platon: Werke in acht Bänden.* hrsg. v. G. Eigler, Bd 2, Darmstadt 1990.

In dieser von der Selbstsorge geprägten Existenzform und auf dem Weg zu ihr hin ist Eros der unabdingbare Begleiter. Die Knabenliebe bot nach Sokrates' Auffassung einen fruchtbaren Nährboden, auf dem die von ihm inaugurierten Erziehungsprozesse zu einer höheren menschlichen Organisationsform gedeihen konnten.

Denn dabei blieb stets der Mensch als ganzer im Blick, und der Erzieher hat sich nicht davon ausgenommen. Sokrates demonstriert indes, daß das erotische Streben dabei stets nur Mittel ist und nicht zum Höchsten, zum Zweck der Beziehung zu seinem Zögling wird (*Symposion* 217a–219e). Körper und Geist gehören zusammen, das Geistige wurzelt im Körperlichen, doch es steht höher als dieses und darf seine Unabhängigkeit nicht verlieren.

Gernot Böhme: *Der Typ Sokrates*, Frankfurt a.M. 1988.

Der sokratische Eros ist der Drang, der den Menschen zu diesem Geistigen führt, er ist der im körperlichen Empfinden verankerte Trieb zur Selbstsorge, die den ganzen Menschen einbezieht und in einem unabschließbaren Bildungsprozeß die Erkenntnis des Geistigen zur körperlich-sinnlichen Erfahrung werden läßt. Wer sich auf diesem Weg zu seinem wahren Menschsein befindet – Platon denkt ihn als pädagogischen Stufengang –, ist deshalb empfänglich und ergriffen von allem Schönen, das als Verkörperung des Eros eine natürliche Autorität über den Schauenden besitzt. Wie es in einem Gedicht von Hölderlin heißt: »Und jetzt noch blickt mein Auge von selbst nach ihm.« (*Der Sonnengott*, V. 6) Der im sokratischen Sinne Liebende vermochte der ehrwürdigen Institution der Päderastie einen neuen Sinn zu geben. Diotima spricht im *Symposion* von der rechten, echten Knabenliebe, die das natürliche Empfinden der körperlichen Schönheit zum Ausgangspunkt einer Transgression nimmt: »Denn dies ist die rechte Art, sich auf die Liebe zu legen oder von einem anderen dazu angeführt zu werden, daß man von diesem einzelnen Schönen beginnend jenes einen Schönen wegen immer höher hinaufsteige (...)« (*Symposion* 211c). Das Ziel ist die Schau des Schönen und Guten selbst, seiner vollkommenen Idee, und es braucht ein ganzes Menschenleben der unablässigen Bemühung darum. Wohlgemerkt, auf diesem Gang bleiben die Anfangsgründe, die Urerlebnisse zu jeder Zeit präsent: die liebende, vom Eros erfüllte Zuwendung zu einem Individuum und dessen ganzheitliche Wahrnehmung, ohne die die Empfänglichkeit für das Schöne und damit für den Vorschein des Idealen nicht geweckt und geformt werden kann. Nur so kann aus Bildung Selbstbildung werden, kann das Streben erwachsen, in dem dem Menschen natürlich Gegebenen eine höhere (göttliche) Seinsform zu entdecken.

Michael Stahl: *Sokrates,* in: K. Brodersen (Hrsg.): *Große Gestalten der griechischen Geschichte,* München 1999, S. 237–245.

Schönheit und der in ihr wirkende Eros sind nur als etwas Lebendiges erfahrbar, also als etwas Irdisches, dem sein sterbliches Schicksal eingeschrieben ist. Im diesem irdisch Schönen zeigt sich nun das Gelingen und das Vollkommene, ein wahrhaft Schönes weist immer über sich und den Kontext, in den es je gestellt ist, hinaus auf etwas Überirdisches und ist letztlich die Epiphanie eines transzendenten Maßstabs. Das Schöne will die Welt nicht verbessern, es ist selbst eine Verbesserung unseres Daseins. Es ist ein Glück, das uns unmittelbar ergreift und unsere ganze Aufmerksamkeit verlangt. Der Eros des Schönen fordert uns heraus und treibt uns zur Anstrengung, in das Geheimnis des Schönen einzudringen, es immer tiefer zu erfassen. Das entfacht unsere Leidenschaft und wir spüren, daß wir nicht einfach mit einer Tätigkeit unter anderen beschäftigt sind, sondern mit etwas elementar Notwendigem, mit dem entscheidenden Medium unserer (Selbst-)Erziehung, mit der Arbeit an unserer Existenz. Nur durch diese erzieherische Anstrengung sind wir für das Erlebnis des Schönen aufnahmebereit und seiner würdig. Wenn wir das Schöne genießen, so werden wir seiner Widerspiegelung in uns inne. Das ist kein leicht zu erwerbender Besitz, sondern fordert die lebenslange Bemühung um das »Zauberwort«, vom dem ein Gedicht Eichendorffs spricht:

> Schläft ein Lied in allen Dingen,
> Die da träumen fort und fort,
> Und die Welt hebt an zu singen,
> Triffst Du nur das Zauberwort.

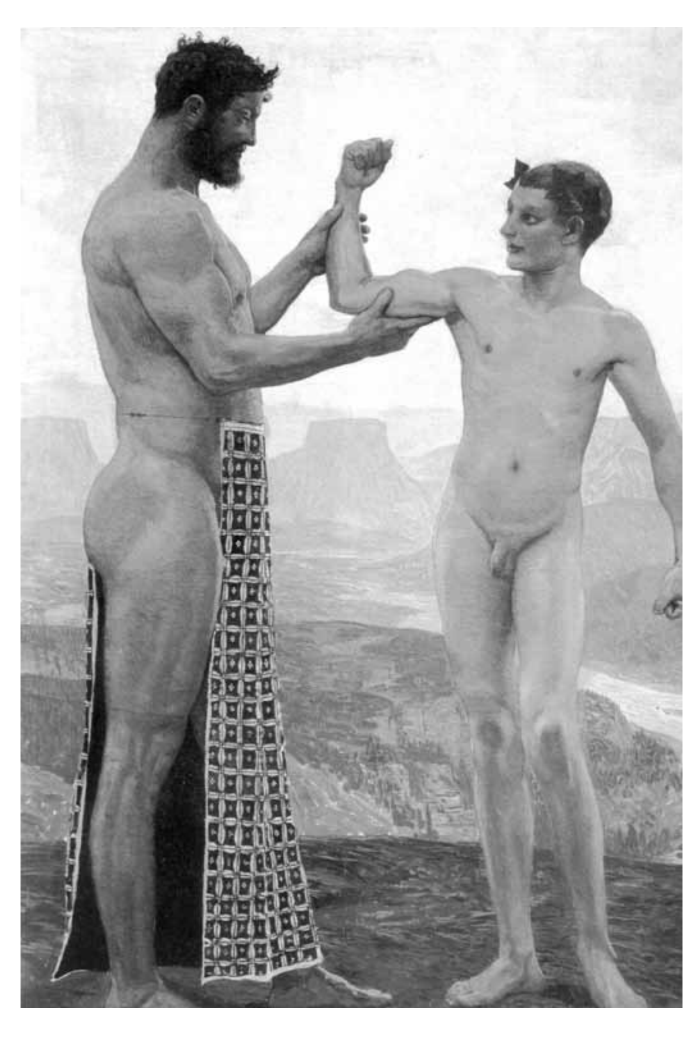
Dieser Zusammenhang von Eros, Schönheit und Bildung zur Tugend liegt allem Humanismus zugrunde. Rilke, von der Schönheit eines griechischen Torso wie vom Blitz getroffen, bannt diesen Anruf in die Worte: »Du mußt dein Leben ändern« und artikuliert damit nichts anderes als der platonische Alkibiades (in der historischen Realität eine höchst ambivalente Figur) angesichts der durch Sokrates induzierten tiefen Erfahrung, daß der einzige Sinn des Lebens darin läge, immer weiter zu sich selbst, seinem wahren Menschsein vorzudringen (*Symposion* 216a). Das ist die oberste Maxime jeder humanen Bildung und Erziehung. Sie besitzt für alle Zeiten Gültigkeit und setzt voraus, daß Erzieher und Zögling wie jeder sich Bildende sich mit der ganzen Person auf den Weg machen, daß sie, wenn die Reise glücken soll, im wörtlichen Sinne mit Leib und Seele dabei sind, selbstreflexiv, aber nie persönlich und emotional distanziert. Hierin liegt der bleibende Gehalt des sokratischen Erziehungsideals, jenseits aller historischen Besonderheit und Bedingtheit der griechischen Päderastie. Während dort die körperliche Zuneigung in der Regel auch eine sexuelle Komponente hatte, ist diese unter christlichen Vorzeichen selbstredend zunächst ausgeschlossen. Erst nach der Überwindung der christlichen Leibfeindlichkeit ist daher eine Hinwendung zur Person als ganzer wieder möglich und schließt pädagogischer Eros auch das Körperliche im weitesten Sinne ein – unter persönlicher Verantwortung gegenüber strengsten ethischen Maßstäben.

Das antike Modell ist wieder rezipiert worden an der Schwelle zur Moderne bei der Herausarbeitung des noch bis vor wenigen Jahrzehnten wenigstens theoretisch unstrittigen Bildungsbegriffs. Der Eros ist die implizite Kraft in Schillers elaboriertem Programm einer ästhetischen Erziehung, deren primär politisch revolutionäre Zielsetzung zumeist verkannt wird. Goethe war bekanntlich ein Erotiker von hohen Graden, und er verstand es, in seiner Dichtung immer wieder, das Leiblich-Sinnliche als existentielle Ausdrucksform eines bis ins Kosmische reichenden Prinzips verständlich zu machen. Die Werke des Eros entzünden ebensosehr das Feuer der Liebe, wie sie das Licht der Erkenntnis bringen. Die Einheit von Sinn und Sinnlichkeit steht, ganz wie bei Sokrates, im Zentrum des neuen ganzheitlich verstandenen Menschenbildes, das Goethe seit der Rückkehr aus Rom allen seinen Arbeiten zugrunde gelegt hat und das den Kern des Humanismus der deutschen Klassik bildet. Sein Ziel ist die Überwindung von Vereinzelungen und Vereinseitigungen und die Wiedergewinnung der Totalität des Lebens.

Tilman Borsche: *Wilhelm von Humboldt*, München 1990.

Seit Wilhelm von Humboldt ist dieser Humanismus zur Richtschnur des deutschen Bildungswesens und zur Ursache für dessen lang anhaltenden Erfolg geworden.

Wie bereits Sokrates keine klassen-, sondern menschenbezogene Erziehung betrieben hat, so ist Bildung für Humboldt Allgemeingut und fordert jeden Menschen, unabhängig von dessen persönlichen Voraussetzungen und Anlagen. Sie ist, zweitens, ganzheitliche Formung, bei der sich die Auseinandersetzung mit den Inhalten immer über die persönliche Begegnung und Auseinandersetzung mit anderen Menschen vollzieht – und zwar einzig dem Zweck der Erkenntnis verpflichtet. Sie kann daher, drittens, auch nicht den Fachmann hervorbringen, sondern bezieht und stützt sich auf die ganze Breite der kulturellen Tradition. Und sie enthält schließlich auf allen Stufen ein ethisches Ziel: Aus einer ganzheitlichen Wahrnehmung der Welt und dem tendenziellen Begreifen des Guten erwächst das Wissen des Nicht-Wissens, das Gegenteil von Dogmatismus und daher das Bewußtsein von Vorläufigkeit und die Haltung der Toleranz. Dieses Bildungsideal zielt auf die Gestaltung von Individualität und Differenz als Voraussetzung für Freiheit und Verantwortung, führt also notwendig zu Differenzierung, und spaltet trotz seines antiegalitaristischen Impulses nicht, sondern integriert, indem es als übergreifendes Prinzip für alle Stufen der Bildungsgänge gleichermaßen gilt.



Noch genug Distanz? – Sascha Schneider. Werdende Kraft, 1904 (Öl auf Leinwand)

Im 20. Jahrhundert haben wir vor allem Hermann Hesse eine unter dem Eindruck der modernen Barbarei entstandene großartige dichterische Neuschöpfung der sokratisch-platonischen Pädagogik zu verdanken. In seinem *Glasperlenspiel* entwirft Hesse die Welt eines Ordens der Bildung. Hervorgegangen aus der Unbeugsamkeit und asketischen Selbstbesinnung einer kleinen »Schar der wahrhaft Geistigen« während der Epoche des »feuilletonistischen Zeitalters« mit geistiger Verflachung und Verwahrlosung, bürgt dieser Orden als Erziehungsinstitution für die Stabilität einer in der Zukunft liegenden Gesellschaft. Hier werden die Heranwachsenden ausschließlich aufgrund ihrer persönlichen Eignung in pädagogischen Stufengängen und durch persönliche Führung zum »Sichtbarwerden und einladenden Sichöffnen der idealen Welt« geführt. Hesses Konzept ist nicht zuletzt deswegen unvermindert überzeugend, weil er zugleich die Gefahr der inneren Erstarrung beschreibt – das Schicksal der von Humboldt inaugurierten Bildungsinstitutionen im 19. und 20. Jahrhundert. Die »Reformpädagogik« war eine Reaktion darauf und in ihrer theoretischen Grundlage eine lebendige Rezeption des auf Platon zurückgehenden Humanismus.

Hermann Hesse: *Das Glasperlenspiel. Versuch einer Lebensbeschreibung des Magister Ludi Josef Knecht samt Knechts hinterlassenen Schriften*, Zürich 1943, zuletzt Frankfurt a.M. 2009.

Hinter der derzeitigen vielfach undifferenziert argumentierenden Medienkampagne steckt ein offenkundiges Interesse, jedem Projekt einer alternativen Erziehung, die sich jenen aus der Vormoderne rezipierten humanistischen Idealen und Maßstäben verpflichtet weiß, endgültig die Legitimation zu entziehen. Allein verbindlich soll künftig das staatlich dekretierte und bürokratisch kontrollierte Schulwesen sein, vollständig entpersonalisiert und endlich »entzaubert« und damit modern. Zum Anlaß genommen werden Vorwürfe und Anschuldigungen einzelner und vermutlich sehr unterschiedlich zu beurteilende Übergriffe und Verfehlungen, die im Falle von sexuellem Mißbrauch von Kindern und dessen Vertuschung oder ideologischer Verbrämung selbstverständlich unnachsichtig zu sanktionieren sind. Doch wer auf Freiheit und Verantwortung setzt, muß eben stets auf der Hut vor ihrem Mißbrauch sein, der mitnichten zwangsläufig aus einer Orientierung an der Idee des pädagogischen Eros entsteht. Wer die Begegnung mit ihm künftigen Generationen systematisch verweigern möchte, trägt die Verantwortung für ein weiteres Anwachsen der Inhumanität, wie es sich etwa in den Schul- und Universitätsreformen der letzten Jahrzehnte bereits manifestiert.

Jürgen Oelkers: *Was bleibt von der Reformpädagogik*, in: *FAZ* vom 16. März 2010.

Schwule Verschwörungen

von Johannes Ludwig

»Schwule Verschwörung« ist einer jener Begriffe, die etwas bezeichnen, was es offiziell nicht gibt, obwohl es in den einschlägigen Milieus unübersehbar ist: in Teilen des Show-Geschäfts nämlich, und unter den Kreativen – von den Friseuren bis zu irgendwelchen Seilschaften in den Feuilletons – und natürlich in den Lobbys in den Zentren der Macht. Im Prinzip weiß das jeder, und hin und wieder wird es auch angesprochen. Aber man hütet sich wohlweislich, das in einem anderen als scherzhaften Ton vorzutragen oder präsentiert es so schrill wie in South Park, wo Folge 104 unter dem Thema stand und die Indoktrination bereits in der Schule mit dem Lehrfilm »Schwul ist cool« beginnt, das Tuntige zum Standard wird und die letzten »Heten« irgendwann in den Untergrund gehen.

Das ist natürlich überzogen, wenngleich die Sicherheit solcher Beurteilung verblaßt, sobald man erfährt, daß in der notorischen Odenwaldschule Homosexualität regelrecht »gepredigt« (Volker Zastrow) wurde und der zuletzt in den Mittelpunkt gerückte Fall des Musiklehrers Wolfgang Held nicht nur auf den Zusammenhang von männlicher Homosexualität und Päderastie verweist, sondern auch auf die Bedeutung von sozialen Bezugssystemen, die es erlaubten, jahrzehntelangen Mißbrauch von Schutzbefohlenen, die Herstellung und Verbreitung von Kinderpornographie zu decken, weil man sich des Wohlwollens der einen und des Interesses der anderen Gleichgesinnten sicher sein durfte.

Nina Apin: *Kuscheln mit den Indianern*, in: *die tageszeitung* vom 22. April 2010.

Daß es hier auch um Folgen der »sexuellen Revolution« geht und dieser Sachverhalt ebenso benannt wird wie der Tatbestand, daß die Pädokriminellen zum überwiegenden Teil Homosexuelle sind, gehört sicher zu den für viele überraschenden Wendungen der öffentlichen Diskussion. Der Hinweis des inzwischen seines Amtes enthobenen Bischofs Mixa auf diese Faktoren wurde noch abgeschmettert und rief einhelligen Widerspruch hervor; im April aber griff dann die linke *taz* das Thema mehrfach auf. Der Beitrag *Kuscheln mit den Indianern* von Nina Apin zeigt die ganze Unappetitlichkeit eines linksalternativen Milieus der 1970er und 1980er Jahre, das offen mit Pädophilengruppen sympathisierte und die

Duldung von Pädophilie forderte. Man betrachtete das als notwendigen Teil der »sexuellen Befreiung« und erinnert sich heute lieber nicht mehr daran oder spricht von Randerscheinungen im Windschatten der »Fundamentalliberalisierung« (Jürgen Habermas) durch die Achtundsechziger; Apin deutet aber immerhin an, daß es sich nicht bloß um ein im Grunde randständiges und insofern harmloses Phänomen handelte, sondern daß die Forderung nach Gleichberechtigung aller sexuellen Orientierungen die Gleichberechtigung auch der Pädophilie mindestens nahelegte.

Bemerkenswert an dem Text Apins ist auch, daß durch den wiederholten Hinweis auf die Schwulenbewegung als Hauptunterstützerin der Pädophilen wie selbstverständlich der Zusammenhang zwischen Pädophilie und Homosexualität aufgedeckt wird. Damit wird implizit bestätigt, was der Kardinalstaatssekretär Tarcisio Bertone – wieder ein katholischer Geistlicher – schon Mitte April geäußert hat: Vor Journalisten erklärte er, Zölibat und Pädophilie stünden in keinem Zusammenhang, dafür gebe es aber offensichtlich »eine Beziehung zwischen Homosexualität und Pädophilie«. Die der Äußerung folgende Empörung machte deutlich, daß hier ein besonders heikles gesellschaftliches Tabu verletzt worden war, an das zu rühren in den letzten Jahren niemand gewagt hätte.

Daß die Beziehung von Homosexualität und Pädophilie in der Debatte so lange ausgeblendet wurde, hängt nicht nur mit der Angst zusammen, als »homophob« zu gelten, sondern auch mit dem Einfluß »homosexueller Netzwerke« (Daniel Deckers), die sich auch in der katholischen Kirche ausbreiten konnten. Deren Existenz, so Deckers in einem Beitrag für die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* vom 25. April, sei »eines der bestgehüteten Geheimnisse in der Kirche«. Die Macht dieser Gruppen beruhe im wesentlichen auf dem Priestermangel, der dazu geführt habe, daß der Anteil homosexueller Priesterkandidaten immer größer werde, was wiederum zur Folge habe, daß heterosexuelle Männer immer weniger bereit seien, innerhalb einer »klerikal-homophilen Subkultur« Priester zu werden. Daraus resultiere ein enormes Erpressungspotential, das unter anderem genutzt worden sei, den Zusammenhang zwischen homosexueller Neigung und sexuellem Mißbrauch in der Kirche zu tabuieren.

Daniel Deckers: *Hunger nach Nähe und Macht*, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* vom 25. April 2010.

Das glatte Gegenteil behauptet David Berger, der unlängst wegen seiner Homosexualität von seinem Amt als Herausgeber der konservativ-katholischen Zeitschrift *Theologisches* zurücktreten mußte. In der *Frankfurter Rundschau* erklärte er, die katholische Kirche nutze die unbestreitbar große Zahl schwuler Priester für ein »System perfider Unterdrückungsmechanismen«, indem Informationen über die Homosexualität des jeweiligen Priesters gesammelt würden, mit denen der Betreffende im Ernstfall unter Druck gesetzt und gefügig gemacht werden könne. Dementsprechend hält Berger Äußerungen wie die zitierte von Bertone oder diejenige von Bischof Franz-Josef Overbeck in der ARD-Sendung »Anne Will«, derzufolge Homosexualität eine Sünde sei, für unehrlich und »homophob«. Er selbst orientiere sich an den Prinzipien Thomas von Aquins, dessen theologische und philosophische Praxis die Hinwendung zur »Welt« bejahe, was laut Berger heute eben heiße, die »Ergebnisse der Humanwissenschaften« anzuerkennen und Homosexuellen auch kirchliche Gleichberechtigung zu gewähren. Wirkt diese Begründung bereits konstruiert, so erscheint Bergers Erklärung für seine Neigung zum traditionalistischen Katholizismus und vor allem zu dessen Liturgie bizarr: »prachtvolle Barockgewänder und edle Brüsseler Spitze, klassische Kirchenmusik, Weihrauchschwaden, eine großartige Inszenierung, vor der jeder Opernregisseur neidvoll erblassen muß, und das alles fest in männlicher Hand«. Überhaupt stünden Homosexualität und Ästhetik in einer engen Verbindung, und die Schwulenszene nehme Anleihen bei der katholischen Liturgie für die »Prozessionen« beim Christopher Street Day.

David Berger: *Ich darf nicht länger schweigen*, in: *Frankfurter Rundschau* vom 23. April 2010.

Bergers Einlassungen suggerieren, daß er freiwillig zurückgetreten sei, um nicht länger der Erpressung durch seine Kirche ausgesetzt zu sein. Der Vorsitzende der Fördergemeinschaft der Zeitschrift *Theologisches*, Manfred Hauke, erklärte dagegen, Berger sei durch seinen Rücktritt lediglich einem Hinauswurf durch den Vorstand zuvorgekommen. Dieser habe Berger um ein klärendes Gespräch gebeten, nachdem dessen öffentlich zugänglicher Facebook-Auftritt ein »Verwurzeltsein in einem homosexuellen Milieu« eindeutig belegte. Daß man dies als Problem betrachte,

Lorenz Jäger: *Indiskret*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 26. April 2010.

habe nichts mit einer Diskriminierung Homosexueller zu tun, wohl aber mit der Erwartung, daß der Herausgeber einer katholischen Zeitschrift sich um einen katholischen Lebenswandel bemühe, zu dem auch eine Befolgung des sechsten Gebotes gehöre, »das nach der biblischen und kirchlichen Deutung auch von homosexuell empfindenden Menschen die Keuschheit verlangt«. Man habe vorgehabt, Berger einen diskreten Rücktritt anzubieten und ihm damit die Gelegenheit zu geben, sich neu auf seinen Theologenstand zu besinnen. Berger habe es dagegen vorgezogen, sich auf spektakuläre Weise öffentlich zu »outen« und schwere Vorwürfe gegen die Fördergemeinschaft wie die Kirche zu erheben. Das sei um so bedauerlicher, als Berger jahrelang gegen Kritik in Schutz genommen worden sei, die sich unter anderem auf einen Lexikonartikel über den homosexuellen und pädophilen Dichter Roger Peyrefitte bezog, dessen Verhalten Berger als »mutig« charakterisiert hatte.

Regina Einig: *Rückritt statt Rauswurf bei »Theologisches«*, in: *Die Tagespost* vom 28. April 2010.

Vor dem Hintergrund der Darstellung Haukes erscheint Bergers Rücktritt tatsächlich nicht als Befreiung aus einem Unterdrückungssystem, sondern als Versuch eines homosexuellen Netzwerkers, verlorengegangenen Einfluß durch erneute öffentliche Brandmarkung »homophober« kirchlicher Tendenzen auszugleichen. Der Fall Berger zeigt aber auch, wie brüchig das Tabu bereits ist, das bisher in bezug auf schwule Einflußstrategien galt. Wie erfolgreich die sein können, wird in einem Beitrag von Christoph Cadenbach und Georg Diez für das Magazin der *Süddeutschen Zeitung*, eher wider Willen aufgedeckt. Denn die Darstellung unter dem Titel »Gemachte Männer« ist ihrerseits homophil, erlaubt aber doch Einblicke in Zusammenhänge, die sonst verborgen bleiben. So geben Cadenbach und Diez ganz unumwunden eine »mediale Schwulenverklärung« zu und stellen die Frage, ob wir mittlerweile in einer »schwulen Leitkultur« leben, um dann allerdings der Kulturwissenschaftlerin und Gründerin des »Gender Studies«-Studiengangs der Berliner Humboldt-Universität, Christina von Braun, das Wort zu erteilen, die die Dinge wieder ins linke Licht rückt: »Wenn man sagt, daß durch die derzeitige Präsenz der Schwulen neue Machtstrukturen entstehen, dann hat das schon etwas Diffamierendes, Abfälliges.« In Wirklichkeit, so von Braun, diene die Schwulenverklärung lediglich der Mehrheitsgesellschaft, die sich dadurch ihrer Toleranz versichere und ansonsten zu den Homosexuellen auf Abstand bleibe. Im Laufe des Artikels werden dann weitere Diskriminierungen aufgedeckt: schwule Angestellte, die sich in ihrem Betrieb aus Angst nicht »outen« wollen, die hohe Suizidrate unter homosexuellen Jugendlichen und die laut Umfragen zahlreichen Beleidigungen, denen Schwule auch heute noch ausgesetzt seien, besonders in der Wirtschaft, in der Schwulsein nach wie vor zum Karrierehindernis werden könne.



Vermittlungsprobleme – Plakat aus Berlin in den 1980er Jahren

Das alles paßt aber offenbar nicht zusammen mit den im selben Text erwähnten Feststellungen des amerikanischen Soziologen Richard Florida, dessen These vom »Aufstieg der kreativen Klasse« durchaus plausibel wirkt. Unter Hinweis auf empirische Studien in den USA erklärt Florida, Schwule seien im Durchschnitt »mobil, bindungslos, international, vernetzt, gut ausgebildet, kreativ und, ja, kinderlos« und erfüllten damit

Georg Cadenbach und Christoph Diez: *Gemachte Männer*, in: *Süddeutsche Zeitung* Magazin Nr. 1 / 2010.

hervorragend die Anforderungen des postindustriellen Kapitalismus; wo viele Schwule lebten, da floriere auch die Wirtschaft. Ganz ähnlich hatte bereits 2005 der amerikanische Rechtslibertäre Hans-Hermann Hoppe argumentiert, der in einer universitären Lehrveranstaltung von der vor allem aus der Kinderlosigkeit resultierenden geringen »Zeitpräferenz« Homosexueller gesprochen hatte, was sie in besonderem Maße globalisierungskompatibel mache. Diese These spricht natürlich für die tatsächliche Existenz einer homosexuellen Leitkultur; die Autoren übersehen das aber und führen stattdessen die Klage über einen »Backlash der Liberalisierung«. Der führe erstens zu einer Wiederkehr von bereits ausgerottet geglaubten Vorurteilen und konstituiere zweitens ein Dilemma für die Homosexuellen, da sie einerseits nur dann wirklich emanzipiert seien, wenn man sie nicht mehr als eigene »Spezies« betrachte, andererseits aber nur durch das Bekenntnis zur Homosexualität an der bestehenden Ordnung zu rühren sei.

In diesem Schwanken zwischen dem Wunsch nach Anders- und dem nach Normal-Sein liegt das entscheidende Dilemma des schwulen Aktivismus. Das mag auch an spezifischen Identitätsproblemen hängen, ist aber vor allem durch zwei verschiedene Konzepte begründet, mit deren Hilfe Homosexualität legitimiert werden soll. Denn einerseits wird die Gleichberechtigung aller sexuellen »Vorlieben« unter Verweis auf ein linkes Gleichheitspostulat eingefordert, andererseits die »ethische Neutralisierung« (Karlheinz Weißmann) der Sexualität durch die technisch ermöglichte Trennung von Sexualität und Fortpflanzung genutzt. Die Folge ist ein merkwürdiges Oszillieren zwischen dem Streben nach vollständiger Auflösung von Normalität, weil man nur noch den freien, sich selbst erfindenden Einzelnen kennen will, der sich seiner »Orientierung« entsprechend sexuell betätigt, und der Bildung eines neuen Normbegriffes, in den Pädophilie aus Gründen des Kinderschutzes nicht fallen kann, der aber die Homosexualität ausdrücklich mit umfaßt. Beides führt aber zu erheblichen logischen Problemen: Die vollständige Aufhebung des Normbegriffes in bezug auf die Sexualität widerspräche dem Grundgesetz, das Ehe und Familie unter den besonderen Schutz des Staates stellt, und wäre politisch wie gesellschaftlich kaum durchsetzbar. Das Festhalten an der Vorstellung, daß es bestimmte Arten von Sexualität gibt, die als »normal« zu gelten haben, während andere das nicht sind, birgt aber für die homosexuelle Lobby die Gefahr in sich, daß die Normalität des Schwul-Seins – etwa unter Verweis auf die Erkenntnisse von Medizin und Biologie – wieder zur Disposition gestellt werden könnte.

Karlheinz Weißmann: *Normal, anomal, ganz egal*, in: *Junge Freiheit* vom 30. April 2010.

Philipp Gut: *Handschellen in Rosarot*, in: *Die Weltwoche* vom 1. Juli 2009.

Andreas Lux: *»Sexualität nix pfui«*, in: *Focus-Online* vom 12. März 2010.

Um dem vorzubeugen, genügt das bisher erreichte Maß an Straffreiheit und weitgehender politischer Gleichberechtigung den homosexuellen Aktivisten nicht. Bezeichnend ist etwa, daß man im Bundestag mit Unterstützung von Grünen, SPD und Linkspartei eine Grundgesetzänderung anstrebt, durch die eine völlig neue Konzeption von »sexueller Identität« etabliert werden soll. Es geht dabei um den Zusatz, daß niemand wegen seiner sexuellen Identität benachteiligt werden dürfe. Gemeint sind damit nicht nur Homo- und Bi-, sondern auch Trans- und Intersexualität, wodurch laut *Frankfurter Allgemeiner Sonntagszeitung* »eine ganze Reihe sexueller Störungen, denen beispielsweise die Weltgesundheitsorganisation Krankheitswert beimißt, unter den Schutz der Verfassung« gestellt würden. Als Sachverständigen für die Grundgesetzänderung hat die Linkspartei den Anwalt und Homosexuellen-Aktivisten Helmut Graupner bestellt, der sich bereits mehrfach im Sinne einer Legalisierung »gewaltfreier« Pädophilie äußerte. Die enge Verschränkung von Schwulen- und Pädophilen-Lobby macht es aber auch nicht einfach, einen Schwulen-Lobbyisten zu finden, der Pädophilie explizit ablehnt. Das gilt schon für Deutschlands bekanntere Sexualwissenschaftler wie Gunter Schmidt und Rüdiger Lautmann und wird völlig unübersichtlich bei Vereinen wie der »Arbeitsgemeinschaft Humane Sexualität«, ganz zu schweigen von der 2003 aufgelösten Pädophilengruppe »Krumme 13«. Gemeinsam ist allen das Werben um Verständnis für pädophile Veranlagung. In bezug auf Graupner macht sich allerdings Widerstand bemerkbar: Die Deutsche Kinderhilfe hat Graupners Berufung wegen dessen Pädophilie-Äußerungen kritisiert. Das läßt immerhin hoffen, daß nicht alle verdeckten Strategien aufgehen und die Auseinandersetzung mit der »schwulen Verschwörung« durchaus einen rationalen Kern hat.

Antje Schmelcher und Richard Wagner: *Grundrecht sexuelle Identität?*, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* vom 24. April 2010.

Gunter Schmidt: *Über die Tragik pädophiler Männer*, in: *Zeitschrift für Sexualforschung* 2 (1999), S. 133–139.

Rüdiger Lautmann: *Die Lust am Kind. Portrait des Pädophilen*, München 1994.

Sexualität zwischen Kindern und Erwachsenen. Positionspapier von 1988, aktualisiert 1998/99, Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft Humane Sexualität.

Mann sein lernen

von Martin Lichtmesz

»Was macht einen Mann aus? Ist es heute politisch korrekt, ein Mann zu sein?« fragt der gelassen vor dem Rednerpult stehende Selbsthilfeguru mit dem Dreitagebart und der angenehm sonoren Stimme. Als er die Frage hinzufügt, ob es heute »politisch korrekt sei, ein Deutscher zu sein«, geht ein zustimmendes Rauschen durch die Zuhörermenge. Ein durchaus komplementäres Problem, denn die Mission Orlando Owens ist es, geknickte Rückgrate wieder aufzurichten: »In der heutigen Gesellschaft sind die Männer zutiefst verunsichert. Und die Frauen sagen erschrekkende Dinge wie: Es gibt keine richtigen Männer mehr! Ich sage: Laßt uns die richtigen Männer zurückbringen, laßt uns zeigen, daß wir richtige Männer sind. Ich nenne das die Wiedereroberung der authentischen männlichen Kraft.«

Diese Sätze fielen 2007 in München auf der »größten Verführungskonferenz Europas«. Sie war die in Deutschland bisher aufwendigste Manifestation eines Trends, der Mitte der neunziger Jahre in den USA entstand und seit Erscheinen der deutschen Übersetzung des autobiographischen Kultromans *The Game* (dt. *Die perfekte Masche*, 2006) von Neil Strauss auch hierzulande laufend Anhänger findet. Die »Seduction-« oder »Pickup-Artist-Communities« sind lose, vorzüglich über das Internet organisierte quasi-männerbündische Gruppen, deren Ziel es ist, mit Hilfe sozialpsychologischer Taktiken ihren Erfolg bei Frauen zu steigern. In diesen »communities« finden sich promiske Partylöwen ebenso wie sozialgehemmte verspätete Jungfrauen, 15jährige Schuljungen ebenso wie 50jährige geschiedene Familienväter. Die Szene hat inzwischen einen Berg an Literatur und eine Heerschar an Gurus hervorgebracht, die im Ablauf unterschiedliche, im Prinzip sehr ähnliche Systeme der »Verführung« anbieten.

Was als Selbsthilfe-Subkultur begonnen hat, ist ebenso zum Riesengeschäft wie zu einer Art alternativen Männerbewegung angewachsen: Ihre antifeministische und anti-genderistische Stoßrichtung ist zum Teil explizit ausformuliert und wird in den USA mittlerweile auch in der konservativen und »männerrechtlerischen« Blogosphäre als widerständige Graswurzelrevolution gefeiert. Grundlage ist die Betonung soziobiologischer Unterschiede zwischen Männern und Frauen, die weit über Schmöker à la Allan und Barbara Pease hinausgeht. Zu den kanonisierten populärwissenschaftlichen Titeln zählen etwa Robin Bakers *Krieg der Spermien*, Matt Ridleys *The Red Queen* oder Geoffrey Millers *The Mating Mind*, die allesamt knallhart auf den Punkt zu bringen versuchen, wie wenig sich die Mechanismen der partnerschaftlichen Selektion seit der Steinzeit geändert haben und von hierarchischen Verhältnissen bestimmt werden. Das bedeutet, daß trotz aller feministisch-egalitären Propaganda immer noch männliche Eigenschaften wie physische und seelische Stärke, Führungsqualitäten, Macht, Reichtum und sozialer Status eine entscheidende erotische Wirkung auf Frauen ausüben.

Auch auf sexueller Ebene werden Frauen unverändert stark durch männliche Dominanz erregt und neigen in hohem Maße zu Unterwerfungsphantasien (worüber etwa Nancy Fridays Klassiker *Die sexuellen Phantasien der Frauen* beredte Auskunft gibt). Während nun die sexuelle Attraktivität von Frauen vor allem von physischen Merkmalen abhängt, die ihre kurze Blüte in der Zeit ihrer Fruchtbarkeit haben, setzt sich die männliche Attraktivität, frei nach dem Schlager »Ein Mann muß nicht immer schön sein«, komplexer zusammen.

Daß ein sechzigjähriges Alphatier wie Joschka Fischer eine attraktive, dreißig Jahre jüngere Frau heiratet, ist nicht ungewöhnlich, während alle Machtbefugnisse von Angela Merkel sie wohl nicht einmal für ihren Chauffeur begehrenswert machen würden. Hier sieht die Pickup-Theorie das große Privileg der Männer: Was ihnen an physischen Vorzügen fehlt, können sie durch soziale und materielle Fertigkeiten wettmachen, die allesamt indirekt auf eine Demonstration der eigenen evolutionsbiologischen Überlebenstauglichkeit verweisen. Darum betont



Stehpinkler – Manneken Pis, Brunnenfigur in Brüssel

die Pickup-Theorie neben Techniken wie dem »neuro-linguistischen Programmieren« (NLP) und der Kunst der Konversation und des Flirts das sogenannte »Inner Game«, also das Selbstbewußtsein des Mannes, der mit sich und seinen Lebenszielen im reinen ist. Das negative Gegenbild, der »alte Adam«, ist der »Average Frustrated Chump« (AFC), der »frustrierte Durchschnittstyp«, der ewig in der Rolle des »Frauenverstehers« und des asexuellen »besten Freundes« stekkenbleibt. Er besteht die Machtprobe nicht, der er durch die imponierende Attraktivität der Frau ausgesetzt wird, und wird darum gnadenlos aus der Reihe der potentiellen Partner ausgeschieden. Der Mann muß also den Mut wiederfinden, sich aktiv, dominant, wagemutig zu verhalten und dabei seine Unabhängigkeit zu wahren.

Das ist auch die Grundlage eines der beliebtesten Bücher der deutschsprachigen »Community«, *Lob des Sexismus* des pseudonymen Autors »Lodovico Satana« alias »Endless Enigma«. Der Schlüssel, um »Frauen zu verstehen, zu verführen und zu behalten«, ist nach Satana, den »fundamentalen Unterschied zwischen Männern und Frauen« anzuerkennen: »Ihn verdrängen, heißt leiden. Ihn verstehen, heißt verführen. Denn nirgendwo fällt dieser Unterschied so schwer ins Gewicht wie dort, wo sich die Geschlechter am nächsten kommen: in der Liebe, in Beziehungen und beim Sex.« Zentrale These des Buches ist, daß zwischen den Geschlechtern ein ständiger dynamischer Machtkampf herrscht: Die Frau versucht instinktiv, den Mann zu »betaisieren« und an seinem »Alpha-Status« innerhalb der Beziehung zu sägen, der Mann dagegen muß diese Position behaupten. Gewinnt sie, haben im Grunde beide das Spiel verloren, denn mit zunehmender »Betaisierung« verliert der Mann den Respekt der Frau und damit auch seine Attraktivität.

Das Lob des Sexismus meint nicht die »Diskriminierung« der Frau, sondern betont die Wichtigkeit der Polarität in der mann-weiblichen Interaktion. Im Grunde handelt es sich hier um nichts anderes als eine popularisierte Form dessen, was Julius Evola in seinem Klassiker *Metaphysik des Sexus* als Prozeß der »Sexuierung« bezeichnete. Tatsächlich finden sich erhebliche Teile der »Game«-Theorie, bis hin zu praktischen Ratschlägen, in dem Buch *Magische Männlichkeit* des Evolianers Oliver Ritter wieder. Deren praktische Anwendbarkeit ist so etwas wie die Nagelprobe, daß die Geschlechterunterschiede eben doch eine tiefer verwurzelte Basis haben, als es die Ideologie des »Gender Mainstreaming« wahrhaben will. Hier wird »im Feld«, wie es im Szene-Jargon heißt, der Beweis erbracht, daß der »gegenderte« Mann unweigerlich als sexueller und sozialer Verlierer enden wird.

Wenn nun die Pickup-Praxis Wege aus der männlichen Identitätskrise aufzuzeigen vermag, so hat sie allerdings auch ihre Fallstricke, etwa die suchtartige, szenetypische Besessenheit, mit der der erotischen Trophäe nachgejagt wird. Evola bemerkte treffend, daß »die pandemische Verbreitung des Interesses für Sexus und Frau ein Kennzeichen jeder alternden Zivilisation ist, und daß dieses Phänomen eines von den vielen ist, die uns anzeigen, daß eine solche Zeit die äußerste Endphase eines regressiven Prozesses darstellt.« So gibt es auch mittlerweile Advokaten des »Inner Game«, die im Gefolge des Esoterikers David Deida (*Der Weg des wahren Mannes*) die Verführungskunst nur als dialektische Zwischenstation auf dem Weg zur Emanzipation von der Verfallenheit an die Frau sehen. Viele »Pick-Up-Artists« finden sich schnell in einem endlosen Bäumchen-wechsel-dich-Spiel wieder, in dem sie sich allmählich in »soziale Roboter« verwandeln, die unfähig sind, eine dauerhafte Bindung einzugehen. Hier bleibt die Tiefe des Eros, wie sie etwa Denis de Rougemont in *Die Liebe und das Abendland* beschrieben hat, ebenso auf der Strecke wie die auf Beständigkeit ausgerichtete patriarchale Form der Männlichkeit. Schon für Don Juan war die nicht enden wollende Folge von Frauen ein Fluch, der ihn schließlich zur Hölle fahren ließ.

Der Punkt ist, daß Männlichkeit nicht nur inszeniert und behauptet sein will, um »nachhaltig« wirksam zu sein. Das Einstudieren von Verführungstricks und Männlichkeitsgesten verheddert sich dann, wo Virilität auf tönernen Füßen steht und nicht durch Vollzug vom ganzen, wahren Leben gedeckt ist. Es ist kein Zufall, daß Neil Strauss *The Game* in der amerikanischen Originalfassung mit einer Szene beginnen ließ, in der »Mystery«, der Meisterverführer und Begründer der »Community«, dessen Eroberungen eine dreistellige Zahl ausmachen, mit einem depressiv-hysterischen Nervenzusammenbruch in eine psychiatrische Klinik eingeliefert wird: Das schwarze Loch im Innern ließ sich auch mit Bettrekorden nicht füllen.

Amazonen

von Karlheinz Weißmann

Wenn man lange genug lebt, hat man Gelegenheit zu beobachten, wie auf wissenschaftlichen Feldern die Gewißheiten von gestern zu den Irrtümern von heute werden. Das gilt für die Geisteswissenschaften ebenso wie für die Naturwissenschaften und deshalb auch für Disziplinen wie Archäologie und Vor- und Frühgeschichte.

Insofern ist die Entdeckung, daß es Amazonen gab, nicht so ungewöhnlich, wie auf den ersten Blick zu vermuten steht. Bis zum 19. Jahrhundert war man mehr oder weniger sicher, den antiken Berichten von einem kriegerischen, männermordenden Frauenvolk, das nördlich des Schwarzen Meers lebte, trauen zu dürfen. Dann erschienen sie unter dem Einfluß des positivistischen Zeitgeistes plötzlich als Phantasma, Herodots Fabulierlust entsprungen oder der Misogynie des alten Griechenlands. Dabei blieb es im Grunde, auch wenn Bachofen einen Rettungsversuch im Rahmen des Matriarchat unternahm und die Völkerkunde auf bewaffnete Weiber in Afrika und Amerika hinweisen konnte. Und nicht einmal der radikale Feminismus wagte mehr zu behaupten als einen Mythos, zu heikel erschienen so aggressive Vorfahrinnen, die Männer nur zum Zweck der Zeugung oder als verstümmelte Diener duldeten und sich eine Brust ausbrannten, um den Bogen besser führen zu können.



Wenn die üblichen Positionen in der Amazonen-Frage revidiert werden müssen, dann vor allem, weil im Süden der ehemaligen Sowjetunion immer neue, überraschende Funde gemacht werden. Seit dem Zusammenbruch des kommunistischen Systems verstärkt sich außerdem der wissenschaftliche Austausch mit dem Westen und auch hier erfährt man nun von der Menge an Überresten, die in den großen Grabhügeln der Steppe – den »Kurganen« – ausgegraben werden und die darauf hinweisen, daß unter Skythen, Saromaten und Sarmaten, sowie unter ihren Nachfolgern, den Völkern des Altai, vom 6. bis zum 1. Jahrhundert vor Christus, mit abnehmender Tendenz bis zum Hochmittelalter, Kriegerinnen eine Rolle spielten. Eine Verbindung mit diesen Randvölkern hatte auch die Antike hergestellt, und der in Paris lehrende Althistoriker Iaroslav Lebedynsky macht in einer gerade erschienenen, aber bisher nur auf französisch vorliegenden Arbeit (Iaroslav Lebedynsky: *Les Amazones. Mythe et réalité des femmes guerrières chez les anciens nomades de la steppe*, Paris: Errance 2009, 126 S., kart., zahlreiche SW-Abb., 25 €) deutlich, wie viele Indizien dafür vorliegen, daß die Rede von den Amazonen mehr als einen wahren Kern enthielt.

Die Existenz eines Volks der Amazonen behauptet allerdings auch Lebedynsky nicht. Seiner Meinung nach erklärt sich aus der extremen Hochschätzung des Krieges bei den Nomaden, daß sie auch Frauen – genauer wohl: Mädchen – militärisch erzogen. Alles spreche dafür, daß sie dieselbe Kleidung und dieselbe Ausrüstung wie Männer trugen (bei deutlicher Bevorzugung des Bogens). Nichts spreche für die Annahme eines »Mütterreichs«, auch wenn weibliche Gottheiten und Priesterinnen wichtig waren. Eher sei ein erhebliches Maß an Gleichberechtigung der Geschlechter vorauszusetzen, das sich eben auch auf den Kampf bezog. Erst die Islamisierung dieses Raums habe die Tradition gebrochen, wenngleich sich unter den Turkvölkern bis zur Gegenwart ein erstaunlicher Grad an Emanzipiertheit der Frauen erhielt.

Ambivalenzen

Charles Taylor: *Ein säkulares Zeitalter*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2009. 1298 S., 68 €

Der Philosoph Charles Taylor hat die Neigung, sehr dicke Bücher zu schreiben. In den großartigen *Quellen des Selbst* (1994) etwa stellte er auf über 900 Seiten die Ursprünge des Weltverständnisses der Neuzeit dar und betonte die notwendige Wiederbelebung des Gemeinwesens, wenn es Bestand haben soll. Nun liegt das *Säkulare Zeitalter* im Umfang von knapp 1300 Seiten vor, und zu vermuten ist, daß Taylor damit einen gewichtigen Beitrag in die immer wieder aufkochende Säkularisierungsdebatte einspeisen möchte. Das stimmt nur insofern, als auch Taylor in der Säkularisierung einen Sonderweg Europas (und damit auch Nordamerikas) sieht. Der Sinn des Buches liegt aber woanders. Es geht dem Katholiken Taylor um die Frage, wie er als reflektierender Angehöriger des säkularen Zeitalters gleichzeitig an Gott glauben kann. Ist das problemlos möglich, wenn die Säkularisierungsthese etwas ganz anderes nahezulegen scheint? Um diese Frage zu beantworten, holt Taylor weit aus. Er beginnt mit dem Reformdruck, dem die katholische Kirche im ausgehenden Mittelalter ausgesetzt war, und endet mit den gegenwärtigen Bedingungen des Glaubens. Taylor teilt mit den Vertretern der Säkularisierungsthese die Auffassung, daß sich in der Neuzeit etwas im Verhältnis des Menschen zur Religion geändert hat. Er hält diese offensichtliche Tatsache für erklärungsbedürftig, weil der Weg dahin nicht so geradlinig verlaufen sei, wie es beispielsweise die These von der »Legitimität der Neuzeit« (Hans Blumenberg) nahelegt. Damit sei auch das Resultat ein anderes. Taylor unterscheidet daher drei Ebenen der Säkularisation: Die erste Ebene bezieht sich auf den öffentlichen Raum, in dem die Religion kaum mehr eine Rolle spielt, es sei denn, sie wird von außen (beispielsweise als Angriff von islamischen Fundamentalisten) in unsere Welt hineingetragen. Das schließt nicht notwendig einen Niedergang des subjektiven Glaubens (als praktizierte Religion) mit ein. Die zweite Ebene der Säkularisation bezieht sich auf den Glaubensverlust des einzelnen, der schwieriger auszumachen ist. »Nach meiner Überzeugung lohnt es sich, die Gegenwart als eine in einem dritten Sinn säkulare Zeit zu untersuchen … In dieser dritten Bedeutung ginge es vor allem um die Bedingungen des Glaubens. So aufgefaßt, besteht der Wandel hin zur Säkularität unter anderem darin, daß man sich von einer Gesellschaft entfernt, in der der Glaube an Gott unangefochten ist, ja außer Frage steht, und daß man zu einer Gesellschaft übergeht, in der dieser Glaube eine von mehreren Optionen neben anderen darstellt, und zwar häufig nicht die bequemste Option.« Taylor meint damit eine legitime (und genauso gut begründete) Option und keine, die sich aus Trägheit oder Dummheit am Leben erhalten hat. Der Glaube ist vor allem deshalb unbequem, weil der Gläubige sich rechtfertigen muß. Taylor dreht den Spieß um und hinterfragt den »Humanismus« als die bequemste Option des säkularen Zeitalters. Er bezeichnet ihn als selbstgenügsamen oder ausgrenzenden Humanismus, der keine über ihm stehende Instanz anerkennt und auch keine außerhalb seines eigenen Gedeihens befindlichen Ziele anstrebt. Damit ist nicht der klassische Humanismus gemeint, der den Menschen als Geschöpf Gottes sah. Dennoch besteht ein entwicklungsgeschichtlicher Zusammenhang zwischen beiden. Ohne das Christentum wäre der »ausgrenzende Humanismus« nicht entstanden. Der Rahmen, in dem sich heute sowohl der Humanismus als auch der Glauben als Optionen anbieten, hat sich für alle verändert. Das bedeutet, daß sich auch die religiöse Erfahrung, die Sehnsucht nach dem transzendenten Ort der Fülle, in einem »reflektierten System« abspielen muß, weil es gar kein anderes mehr gibt. Das »Neue« besteht auch darin, daß dieser »ausgrenzende Humanismus« keine Elitenkonzeption mehr ist, die, wie in der Antike, mit der Lebenswirklichkeit der meisten Menschen nichts zu tun hatte, sondern eine Möglichkeit für die Massen ist.
Der Weg zum »säkularen Zeitalter« verlief komplizierter als es auf den ersten Blick scheint. Immer wieder entstanden neue religiöse Formen. Auch hier ist also Differenzierung möglich, und Taylor ist ein Meister im Gewichten der Argumente, die oftmals kein Entweder-Oder, sondern lediglich ein Sowohl-als-Auch zulassen. Das bedeutet auch, im Menschen ein ambivalentes Wesen zu sehen, das auf bestimmte Dilemmata nur reagieren kann, ohne »die« Lösung zu haben. Taylor kann dies zugestehen, ohne deshalb seine Parteinahme für den Glauben zu relativieren. Da er die Konsequenzen des »ausgrenzenden Humanismus« in allen Facetten (bis hin zu den Auswüchsen der *political correctness*) schildert, gelingt es ihm, diesen in die Position des Angeklagten zu drängen. Die grundlegendste Konsequenz dieses Humanismus ist die Begrenzung auf den immanenten Bereich des Erlebens, der einen maßgeblichen Teil verschließt. Daraus schöpft Taylor seine Prognose, daß diese »extreme Konzentration der Immanenzatmosphäre bei künftigen Generationen das Gefühl verstärken« werde, in einem »öden Land« zu leben. »Daher werden viele junge Menschen wieder beginnen, das Gebiet jenseits der Grenzen zu erkunden.«

Erik Lehnert

Schöne Literatur

Susann Pásztor: *Ein fabelhafter Lügner. Roman*, Köln: KiWi 2010. 205 S., 17.95 €

So zu tun, als sei man Jude, kann sich auszahlen, heutzutage. Der »fabelhafte Lügner« heißt in diesem Fall Joschi und ist die nur in der Erinnerung anwesende Hauptfigur in Susann Pásztors kurzweiligem Romandebüt. Joschi ist schon seit Jahren tot und hatte sich – mit den Worten seines Sohnes Gabor – sein Judentum nach dem Krieg ausgedacht (vermutlich), damit er »wenigstens ein bißchen Entschädigung vom deutschen Staat bekommen würde.« Im KZ Buchenwald war er nämlich wirklich (vermutlich), aber vielleicht ist er auch nur »ein kleiner ungarischer Gewerkschafter gewesen, der sein großes Maul nicht halten konnte und der überdies mit einer Jüdin verheiratet war, was ihm ein paar Monate Zwangsarbeit beschert hatte.« Wie dem auch sei: Joschi hatte Kinder, und die drei, die noch leben (Halbgeschwister allesamt, denselben Vater, aber von drei unterschiedlichen Müttern stammend), sowie eine Enkelin treffen sich in Weimar bei Buchenwald, um den hundertsten Geburtstag ihres verstorbenen (Groß-)Vaters zu feiern und die verschiedenen Stränge der Familiengeschichte auszubreiten. Um es vorwegzunehmen: Bis zuletzt kreisen die Gespräche von Gabor, Hannah und Marika um die Versionen Joschis, die er seinen Kindern wie ein Erbe hinterließ, um das es zu streiten gilt. Gabor zieht also gleich die ganze Identitätsgrundlage in Zweifel, aber die schrille Hannah kann das keinesfalls zulassen, und Halbschwester Marika nimmt dem Leser die Frage aus dem Mund: Wenn Joschi nun kein Jude gewesen wäre und Hannah mithin nicht die Tochter eines KZ-Häftlings – »würde das denn groß was ändern?« Hannah ist wenigstens ehrlich: »Es wäre eigentlich das Schlimmste, was mir passieren könnte.« Woher nämlich auf die Schnelle ein Alleinstellungsmerkmal erster Güte nehmen, einen ererbten Opferstatus, der unangreifbar macht – zumindest in Deutschland? Auch die Enkelin Lily gibt redselig zu Protokoll, welche Art Nektar zu saugen demjenigen vergönnt ist, der im Lande der Besiegten nicht mitverloren hat. Lily erzählt, was so passiert an diesem Familienwochenende, und notiert für sich und den Leser unter anderem die simplen Bausteine ihrer Selbstgewißheit: »Ich gestehe, ich genieße es manchmal, wenn ich sagen kann, daß mein Großvater Jude war und im KZ gesessen hat.« Lily hat das Grundvokabular des moralischen Vorsprungs *qua* Geburt schon gepaukt, und eine kleine Faschismuskeule paßt in jede Schultasche: »Wer widerspricht schon der Enkelin eines NS-Opfers, wenn sie im Ethikunterricht vor den Gefahren des Rechtsradikalismus warnt?« Sie muß ein Referat für die Schule ausarbeiten, Thema freigestellt, und was liegt näher als der jüdische Großvater, den kein Lehrer schlecht zu bewerten sich herausnehmen würde: »Ich bin ein Opfer der dritten Generation, und deshalb hielt ich es für eine gute Idee, meinen Notendurchschnitt mit einem leidenschaftlichen Beitrag über das Konzentrationslager Buchenwald anzuheben.« Susann Pásztor hält ihren Roman mit solchen ohne jede Bosheit herausgeplapperten Sätzen gekonnt in einer Stimmung jugendlicher Fahrlässigkeit. Die pubertierende Enkelin kennt die Schwere der Geschichte nicht, sie begreift sie nicht als Schule der Demut. Erst beim Besuch des KZ selbst hält Lily die Klappe, dafür stöpselt sie ihren iPod ein, um das Gelände mit der Untermalung durch Klänge von Arvo Pärt abzuschreiten. Diese Abkapselung bei gleichzeitiger individueller Inszenierung ist – *en passant* erzählt – eine Schlüsselszene des Romans. Lily weiß schon genau, welche Reaktionsmöglichkeiten auf die Besichtigung des »Unvorstellbaren« zur Auswahl stehen. Sie wird sich selbst in eine bereits festgelegte (und somit überraschungslose) Stimmung versetzen, die Musik tut ihren Teil dazu. So gesehen handelt die harmlose, infantile Lily unangemessen, zu sehr nach dem inneren Drehbuch eines Dokumentarfilms: Ich, in Buchenwald; Ich, voller Schwere auf dem Appellplatz und bei den Krematorien; Ich, Erschütterung erfahrend und mich als Opfer der dritten Generation begreifend – und alle diese Gemütsregungen befeuert und vielleicht erst geweckt durch die eigens für diesen Tag auf dem kleinen Datenträger gespeicherte Ich-Dokumentarfilm-Musik. Es kann daraus nur so etwas wie Beschwingtheit resultieren, eine wiederum fahrlässige Opferbeschwingtheit, eine *anything-goes*-Wetterlage: Folgerichtig wächst auf Lilys Mist auch die Idee, des Nachts nochmals nach Buchenwald zu fahren und asiatische Himmelslaternen steigen zu lassen. Bei diesem Gedenk-Vorgang nun werden die zweite und die dritte Opfergeneration verhaftet. Wie könnte man behördlicherseits auch wissen, ob es nicht doch Laternen für Hitler, Himmler, Heß sind? Auf dem Revier stellt sich die gute Absicht der verhafteten Familie schnell heraus, aber für den Polizeibeamten bleibt es eine »Störung der Totenruhe. Das ist keine Kleinigkeit.« Und das ist ein sehr guter Gedanke: Wer sagt eigentlich, daß dem, der gedenken will, alles erlaubt sei, wenn er denn der Opfergruppe schlechthin gedenkt?

Götz Kubitschek

Kriegerinnen

Andrea Jeska: *Wir sind kein Mädchenverein. Frauen in der Bundeswehr,* München: Diana Verlag 2010. 240 S., 16.95 €

Vor 10 Jahren urteilte der Europäische Gerichtshof mit dem Verweis auf die Gleichberechtigung der Geschlechter, daß Frauen der Dienst in den kämpfenden Truppenteilen der Bundeswehr nicht verweigert werden darf. Mit den Frauen, die sich daraufhin für den Dienst an der Waffe entschieden, beschäftigt sich Andrea Jeskas Buch *Wir sind kein Mädchenverein.*

Die Autorin, die selbst drei Töchter hat, suchte das Gespräch mit weiblichen Soldaten vom Unteroffizier bis zum Stabsarzt und bemüht sich, deren Beweggründe, Erfahrungen und Gefühle zu portraitieren. Journalistisch gekonnt gelingt ihr die teils sehr persönliche Darstellung von 13 durchaus verschiedenen Frauen in lockerem, aber stets sachbezogenem Ton. Hierbei macht Jeska die Spannung deutlich, die im Leben der weiblichen Soldaten durch die an sie gestellten Rollenerwartungen besteht, und versteht es, das Alltägliche in einem auf das Außeralltägliche ausgerichteten Lebensentwurf sichtbar zu machen. Trotzdem bleibt ihr Blick der einer Zivilistin. Die im Einband angekündigte Antwort auf die Frage, »welche Rolle Soldatinnen in den derzeitigen und künftigen Konflikten übernehmen können und sollen«, bleibt sie dem Leser schuldig. Denn Soldat sein heißt im Kampf töten müssen und sterben können Die traurigen Realitäten, die sich mit dem Gedanken an die Frau als Waffenträger verbinden, das sind die schreiend im Schmutz Verblutende und die tötende Mutter. Der Ernstfall bleibt bei Jeska jedoch eine vage Vorstellung: Von ihren Gesprächspartnerinnen ist nur eine Angehörige der Kampftruppen, Gefechtserfahrungen beschreibt keine. Stattdessen betont die Autorin Sachverhalte, die auch jedem männlichen Wehrpflichtigen ein Begriff sind: wenig Privatsphäre, rauher Umgangston, körperlicher Leistungsdruck. Nebenbei enthält das Buch ein kurzes Gespräch mit zwei Stabsoffizieren vom Zentrum für Innere Führung der Bundeswehr, die die Integration von Frauen in die Streitkräfte als erfolgreichen, nahezu abgeschlossenen Prozeß begreifen. Ebenfalls enthalten sind kommentierende Kapitel zu aktuellen, artverwandten Themen wie zu den jüngsten Transformationsprozessen der Bundeswehr oder der Problematik der posttraumatischen Belastungsstörungen. Konstant kollidiert hier Jeskas institutionskritischer mit ihrem persönlich-emphatischen Anspruch, weshalb diese Kapitel nur für den bislang Ahnungslosen einen Informationswert haben.

Der Mikrokosmos Bundeswehr bleibt der Autorin verschlossen. So bleibt *Wir sind kein Mädchenverein* ein Buch für außenstehende Frauen und ist geeignet, kleinteiliges Wissen über die Bundeswehr als soziales Phänomen zu vermitteln. Zur Beantwortung grundsätzlicher Sachfragen kann dieses Buch leider keinen Beitrag leisten.

Felix Springer

Alltag: Porno, Porno: Alltag

Johannes Gernert: *Generation Porno. Jugend, Sex, Internet*, Köln: Fackelträger 2010. 224 S. 19.95 €

Man denkt sich: Über die Hypersexualisierung der sogenannten Jugend von heute ist im Grunde alles gesagt worden. Nicht nur das Private, sondern das Intimste wird längst im öffentlichen Raum ausgebreitet. Erst die Kinsey-Studien (1954/55), die vorgaben, daß jedermann (und jede Frau) lustvoll und abseits von Zeugungsabsichten von kleinen Schweinereien träume und sie sogar praktiziere. Dann die *Bravo* und ihre mannigfaltige Konkurrenz, die ihren kindlichen Lesern erklären, wie schmerzloser Analsex funktioniert und welche Regeln bei Gruppensex zu beachten seien. Mit drastischen Beispielen haben Bernd Siggelkow und Wolfgang Büscher in ihrem Buch *Deutschlands sexuelle Tragödie* (*Sezession* 27/2008) beschrieben, inwieweit Porno zum Alltag heutiger Jugendlicher gehöre. Das war reißerisch genug. Muß man, will man es noch detaillierter wissen und gleich einen Generationenbegriff daraus schneidern? Der junge Journalist Johannes Gernert jedenfalls wollte es genau wissen und hat ein überraschenderweise hervorragendes Buch zum pornographischen Alltag vorgelegt. Er nennt Zahlen und Statistiken zum Pornokonsum Jugendlicher, zitiert Studien; vor allem befragt er Schüler und Eltern, trifft sich mit »Sexualpädagogen«, Wissenschaftlern, Sozialarbeitern und Pornodarstellern. Daraus ist so etwas wie eine fortlaufende Reportage entstanden. Gernert beschreibt, was er vorfindet, schreibt auf, was ihm erzählt wird. Wer keinen engeren Kontakt zu (ganz gewöhnlichen!) Teenagern pflegt, mag kaum glauben, wie verbreitet der Konsum von Netzseiten wie *youporn* ist, für wie »normal« es gilt, ein paar Pornos auf dem iPhone gespeichert zu haben, und wie üblich für 15jährige Gymnasiastinnen in sozialen Netzwerken Beinamen wie »Porno-« oder »Pussy-« sind. Daß Pubertierende von Praktiken Kenntnis haben, von denen ihre Eltern nie träumten. Gernert läßt die Abwiegler zu Wort kommen, die dergleichen unter Stichworten wie »Persönlichkeitsentfaltung« fassen und bekunden, sie hätten sich ein solches Angebot in ihrer Jugend gewünscht: »Es geht bei Porno ja im Prinzip um Spaß.« Und andererseits die Mahner, die – dergleichen gilt als strittig – finden, »Fotze« dürfe eben kein zeitgenössisches Synonym für

»Frau« sein und daß regelmäßiger Pornokonsum zu emotionaler wie sexueller Abstumpfung führe. Gernert als Erkunder und Zuhörer hält den Ball flach. Sein Bemühen, keine krassen Einzelfälle hervorzuzerren und sowohl christlichen Warnern als auch blutjungen, vielfachoperierten Pornoprinzessinnen unvoreingenommen entgegenzutreten, besticht. Seit es DSL und Handy-Flatrates gibt, hat sich unendlich viel verändert. Man will das alles vielleicht nicht wissen. Es ist die Realität, und nicht nur ihr Bruchteil.

Ellen Kositza

Körperwerkstätten

Susie Orbach: *Bodies. Schlachtfelder der Schönheit.* Aus dem Englischen übersetzt von Cornelia Holfelder von der Tann. Zürich: Arche 2010. 203 S., 17.90€

Nicht erst seit sie Lady Di wegen ihrer Eßstörungen behandelt hatte, gilt die Psychotherapeutin Susie Orbach als eine der Koryphäen zu den immer drängenderen Themen wie Körperfetischismus, Schönheitswahn und anderen Fallgruben der sexuellen Revolution. Berühmt wurde die Britin durch ihr Anti-Diät-Buch 1978, beinahe ebensolang wird sie in der *Emma* gefeiert. Das mindert ihre Verdienste nicht, zumal Orbachs Körper-Philosophie sich an wichtigen Stellen – etwa, was den zentralen Gedanken der Machbarkeit angeht – von genderaffizierten Axiomen unterscheidet. Die Auffassung, daß Biologie nicht mehr Schicksal sei (ein Postulat des Feminismus), hat laut Orbach eine verhängnisvolle Popularität gewonnen. Wenn sie von »instabilen Körpern« spricht, meint sie einen Trend, der durch die Globalisierung weltweit befördert wird und der selbst in existentielle Fragen ausgreift. Selbst die Fortpflanzung werde neu »konfiguriert«, das beginnt mit der schon weitgenutzten Möglichkeit, Eizellen einzufrieren, und mag beim gebärfähigen Transgendermann einen vorläufigen Schlußpunkt finden. 3000 Schönheitschirurgen allein in Teheran, zigtausend junge Chinesinnen, die mit selbstgebastelten »Lidöffnern« dem westlichen Augenblick nacheifern, die Tatsache, daß nach Einführung des Fernsehens auf den Fidschi-Inseln (1995) 12 Prozent der Mädchen manifeste Eßstörungen entwickelten, ein gestiegener Umsatz allein an Anti-Aging-Cremes von weltweit 1,58 Milliarden Dollar (2004) auf etwa 2,86 Milliarden 2009; die Vielzahl solcher Programme, mit deren Hilfe sich Babyphotos digital »verhübschen« lassen: Orbach spricht von der internationalen »Demokratisierung« eines verengten Schönheitsideals. Der »richtige« Körper werde propagiert als Ziel, das jeder unabhängig von seiner sozialen Stellung erreichen könne. Wo der Körper des Arbeiters einst an Schwielen und Muskeln zu erkennen war, unterwerfe sich heute der Mittelschichtkörper dem Gebot, anzuzeigen, daß an ihm gearbeitet wurde. Wo Jungs früher den Bewegungskünsten von Sportlern nacheiferten, richte sich heute ihr Streben darauf, »auch so ein Sixpack« zu haben. Unser Körper stelle keine Dinge mehr her, er sei zu einem gleichsam ausgelagerten Objekt geworden. Das entfremdete Körpertraining sowie der umgreifende Aspekt der Schönheitschirurgie zähle heute zur Rhetorik der »Selbstverwirklichung« nach dem Motto: »Gönn dir das! Gehöre dazu!« Orbach weiß, daß es den simplen, »natürlichen« Körper nie gab. Sein Ideal war immer zeitgenössischen Codes unterworfen. Ihn zu schmücken und zu verändern war stets Teil der Kultur. Neu ist, daß dies nicht mit gesellschaftlichen Ritualen verbunden, sondern Teil des individuellen Strebens ist. Dies unter bloßer »Eitelkeit« zu subsumieren, führe nicht weit genug. Orbach legt dar, wie sich unser bildergesättigter Alltag auf den visuellen Kortex niederschlage und die Vielfalt des menschlichen Körperausdrucks »verschleife«. Die virtuelle Kommunikation besorge ein übriges, sie entmaterialisiere die Existenz ihrer Teilnehmer und führe zu neuen »Körperfiktionen«. Besonders würden junge Mädchen von dieser Entwicklung ergriffen. Sie wissen, daß *Sexyness* wichtig ist (und lassen sich etwa ihr Aussehen auf entsprechenden Portalen bewerten), ohne bereits eine eigene Sexualität zu haben. Wo einst dem weiblichen Körper eine so große Macht zugesprochen wurde, daß er weitgehend bedeckt gehalten wurde, leben junge Frauen heute mit dem Gefühl, hart an ihm arbeiten zu müssen, daß er einer »Bewertung« standhält und auf dem Markt besteht. Ein erstklassiges Buch!

Undine Rathenow

Sophie Scholl war keine Tanzmaus

Barbara Beuys: *Sophie Scholl. Biographie*, München: Hanser 2010. 493 S. mit Abb., 24.90 €

Es jährte sich 2010 zum 67. Mal der Tag, an dem Roland Freisler Hans und Sophie Scholl köpfen ließ. Während über Hans Scholl als Hauptverantwortlichem der »Weißen Rose« noch immer keine Biographie vorliegt, wurde das Leben seiner Schwester Sophie vielfach beleuchtet. Nun liegt die erste umfassende Beschreibung ihres Lebens vor.
Es ist Barbara Beuys anzurechnen, daß sie kein Schindluder treibt mit Sophie Scholl. Andere haben versucht, die Widerständlerin als »Kommunistin« zu stilisieren (weil sie Proviant der ihr unterstellten Mädel mit unterschiedlicher Klassenzugehörigkeit einzusammeln und paritätisch zu verteilen pflegte); sie wurde als

flotte Tanzmaus dargestellt, als Erz-Feministin ohnehin, und – von Sönke Zankel in seinen Büchern über die Scholls – als drogensüchtige Antijudaistin. Das alles tut ihr Beuys nicht an. Ihre Sophie Scholl ist eine erlösungshungrige Gottsucherin. Dutzende Briefe und Tagebucheinträge belegen dies in der Tat.

Dennoch ist das dicke Werk, anders als man es von dieser hervorragenden Biographin gewohnt ist, nicht rundum zufriedenstellend. Dabei tritt Beuys, die erstmals den 2005 eröffneten Nachlaß der Scholl-Schwester Inge (1917–1998) auswertet, den Scholls wirklich mit offenen Armen entgegen. Wie weit ihr Verständnis geht, ist erstaunlich. Inge, Hans und Sophie, die drei ältesten Scholl-Geschwister mit bündischem Hintergrund, haben weit über die »Kampfzeit« hinaus die nationalsozialistische Politik mitgetragen. Inge lobte 1933 in ihrem Tagebuch, daß Hitler sämtliche Jugendbünde auflösen will: »Die HJ erstürmt ein Heim nach dem anderen. Das ist gut. Da wird Deutschland immer einiger.« Hans streitet zur gleichen Zeit mit dem hitlerfeindlichen Vater. Der – zehn Jahre jünger als seine strenggläubige Gattin, zudem Atheist mit außerehelichem Kind, wie Beuys nachspürt – hängt die »feine Radierung« mit Hitlers Portrait über dem Bett des Sohnes wiederholt ab, Hans hängt sie wieder auf. 1937 treten Hans und Sophie als einzige unter den Konfirmanden in der Ulmer Pauluskirche in brauner Uniform vor den Altar: Beuys wertet dies bereits als Akt des Widerstands – weil andere Parteigänger sich ja von der Kirche abgewendet hätten. Als Führer ihrer HJ-Gruppen traten die Scholls extrem schneidig auf, Hans forderte tollkühne Mutproben (etwa sich von Ast zu Ast aus den Wipfeln hoher Fichten herabfallen zu lassen), Sophie ging noch winters in Söckchen. Zeitzeugen zählten die blaugefrorenen Beine der strengen Führerin zu ihren Markenzeichen.

Die Biographin unterläßt nichts, um die treue Eingebundenheit der Scholl-Kinder ins System zu relativieren. Heißt: sie in Beziehung zu setzen; zur Stimmung der Zeit, zum Temperament der Scholls, ja, zu deren Gläubigkeit. »Gut und Böse liegen nicht säuberlich getrennt vor unseren Augen«, schreibt Beuys, sie verweist immer wieder auf systemopportune Parallelen zu anerkannten Widerstandskämpfern wie Stauffenberg und selbst Heinrich Böll. Solche Herangehensweise ist redlich und lobenswert.

Und doch bleiben Fragen offen, währenddessen breit aus teils kindlichen, teils kindischen Briefen der jungen Sophie zitiert wird, die der Erwähnung nicht bedürften. Wann und warum genau die Scholls mit dem System gebrochen haben, bleibt unklar. Sophie besuchte noch bis 1942 BDM-Abende! Ihre Briefe sprechen von generell empfundenem Außenseitertum, von Liebesnöten (sie lehnte körperliche Liebe ab) und, zunehmend intensiver, von ihrer Gottessuche. Politik kommt bis zum Schluß nur am Rande vor, und dann eher allgemein, als Hoffnung etwa, daß der Krieg bald ende. Zudem stören Nachlässigkeiten: Einmal ist das sechste Kind der Eltern Scholl mit drei Jahren verstorben, Hunderte Seiten vorher wurde es kein Jahr alt. Fritz Hartnagel, Jahrgang 1917, sei acht Jahre älter als seine Freundin Sophie – Jahrgang 1921. Und wie kommt die Zahl von 4000 bei Katyn von den Sowjets getöteten polnischen Offizieren zustande? Hans wurde 1937 nicht nur wegen »bündischer Umtriebe« verhaftet, sondern auch wegen Verstoß gegen §175. Letzterem wird von der Biographin nicht nachgegangen, obwohl Hinweise auf eine spätpubertäre Liebesbeziehung zwischen Hans (ähnliches gilt für den jüngeren Bruder Werner) und einem Kameraden vorliegen und sich Beuys den heterosexuellen Freundschaften des späteren Frauenschwarms gründlich widmet. Daß auf einen Fußnotenapparat verzichtet wird, mag der Lesbarkeit dienen – häufig jedoch ist nicht erkennbar, ob es sich bei Aussagen der Autorin um Zitate oder Auslegungen handelt.

Auch diesen Satz Sophie Scholls – ein halbes Jahr vor ihrem Tod – verdanken wir dem guten, aber eben nicht makellosen Buch: »Aber unsere Kinder werden sich vielleicht untereinander rühmen: Ätsch, mein Vater war im Konzentrationslager, meine Mutter hat im Gefängnis gesessen …«

Ellen Kositza

Die Frau an seiner Seite

Heike B. Görtemaker: *Eva Braun. Leben mit Hitler*, München: C.H. Beck 2010. 366 S., zahlr. Abb., 24.95 €

Die Feststellung, daß »irgendwas mit Hitler« sich immer gut verkauft, sagt freilich nichts über die Qualität von Heike Görtemakers Eva-Braun-Biographie aus. Auch Erfahrungsberichte chronisch Kranker haben Konjunktur – solche Werke titeln »Leben mit Brustkrebs«, »mit Diabetes« etc., und mancher mag es originell finden, daß nun ein Lebenspartner, mithin ein Mensch, unter solcher Kategorie rubriziert wird. Die erste Auflage *Leben mit Hitler* war sogleich vergriffen, kein Vierteljahr später wird nun die fünfte Auflage gehandelt. Und dies, ohne daß hier den wenigen Details, die seit Jahrzehnten über die Münchener Kleinbürger-Tochter Eva Braun bekannt sind, auch nur ein Puzzleteilchen hinzugefügt würde! Daß dennoch knapp 300 Seiten Biographisches zu Eva Braun zusammengetragen werden konnten (70 Seiten sind Fußnoten und Personenregister) liegt daran, daß sich die Autorin stark auf den engeren Kreis um Hitler einläßt. So schildert sie ausführlich Leben und Wirkung prominenter Nationalso-



zialisten, um dann mit leicht variierenden Überleitungen (»Doch wie verhielt es sich mit dem Verhältnis Martin Bormanns zu Eva Braun?«) die spärlichen Zeugnisse zusammenzufügen, die Auskunft über die »heimliche Geliebte« Hitlers geben. Neben den Erinnerungen Albert Speers greift Görtemaker vor allem auf die Recherchen des ominösen Journalisten Nerin E. Gun (nur zufällig ein Anagramm von Erinnerung?) zurück, der in den Sechzigern Brauns Eltern interviewte.
Hitler begegnete Eva Braun – deren Eltern 1908 heirateten, sich scheiden ließen, 1922 erneut den Ehebund schlossen und zwei weitere Töchter hatten – erstmalig 1929, da arbeitete die 17jährige im »NSDAP-Photohaus« des Hitler-Photographen Heinrich Hoffmann. Nach dem Suizid von Hitlers geliebter Cousine Geli Raubal »intensivierte« sich der Kontakt. Görtemakers Quellen legen nahe, daß zwei Selbstmordversuche Brauns Hitler erstmals 1932 dazu brachten, sich verstärkt um die junge Frau zu kümmern. Nachdem Angela Raubal, die Mutter von Geli, 1935 im Zwist den Berghof auf dem Obersalzberg verlassen hatte, nahm Braun die Rolle als Hausherrin ein – sichtbar allerdings nur für einen engen Kreis von Vertrauten. Als im amerikanischen *Time*-Magazin 1939 ein Hinweis auf Brauns Existenz an Hitlers Seite veröffentlicht wurde, entging dies der deutschen Öffentlichkeit. Hitler befürchtete, Starqualitäten einzubüßen, falls er sich zu einer Frau bekenne. Das Schlimme an der Ehe sei, daß sie »Rechtsansprüche« schaffe: »Da ist es schon viel richtiger, eine Geliebte zu haben. Die Last fällt weg, und alles bleibt ein Geschenk.« Görtemaker unternimmt einige halbherzige Bemühungen, Hitlers Gefährtin von der Rolle als passives Rädchen im NS-Getriebe weg zu einer selbstbewußten Frau zu definieren. (Was auch mal von Seiten Alice Schwarzers *Emma* unternommen wurde, die Braun, vermutlich als Scherz, mit erfundenen Tagebuchaufzeichnungen als unbeholfene Widerständlerin zeichnete.) Gut: Braun hatte mit Haushaltsdingen und Kindern wenig am Hut, sie photographierte und filmte zeitlebens, verdiente damit auch Geld. Hitlers Leibarzt Karl Brandt beschrieb sie als eher »schroff und streng« statt feminin; eitel war sie gleichwohl: Die Photos im Buch zeigen sie mit unterschiedlichen Haarfarben, zudem soll sie sich mehrmals täglich umgezogen haben. Das kursierende Gerücht über Hitlers »eigentliche« Homosexualität spart Görtemaker – wie es scheint: zu Recht – aus. Daß er Eva Braun, die am 30. April 1945 mit ihm in den Tod ging, tatsächlich geliebt haben dürfte, soll anscheinend den »verstörend anderen Blick« auf Hitler ausmachen, den diese in der Tat sorgfältig zusammenfassende Biographie vermitteln will.

Ellen Kositza

Rigorose Ausgrenzung des Weiblichen

Ernst Osterkamp: *Poesie der leeren Mitte. Stefan Georges Neues Reich*, München: Hanser 2010. 292 S., 19.90 €

Ernst Osterkamp erblickt in den literarischen und wissenschaftlichen Veröffentlichungen des vergangenen Jahrzehnts eine Wiederentdeckung des »Meisters« Stefan George. Einschränkend wirkt diese Renaissance für den Literaturprofessor Osterkamp in Hinsicht auf die Ausrichtung dieser Schriften (z.B. Stefan Breuer, Thomas Karlauf), die »nicht auf das Werk des Dichters, sondern auf dessen Wirkungen in Politik, Wissenschaft und Kultur« publikumswirksam aufbereitet und fixiert sind. Die kritischen Anmerkungen des Autors, seines Zeichens Stiftungsratsmitglied der Stefan-George-Stiftung, gelten aber keineswegs den zu beobachtenden Tendenzen einer politisch tendenziösen Historienbildung um George, sondern der Fokussierung auf den Charismatiker und die hiermit einhergehende »Auslöschung des Dichters George«. Osterkamps Ansatz setzt hingegen an der dichterischen Ebene Georges an, da »die Wirkungen des Dichters primär auf seiner Poesie beruhen und sich deshalb auch erst aus seiner Poesie erschließen«. Diesem methodischen sowie interpretatorischen Ansatz verpflichtet, widmet sich Osterkamps Analyse einzig Georges Werk *Das neue Reich* (1928), das sowohl in der zeitgenössischen Literatur als auch den heutigen Darstellungen als Ausdruck des politischen sowie esoterisch-geheimbündlerischen George wahrgenommen, aber nicht als autonome Poesie gelesen wurde und wird. Diese durchaus positiv zu bewertende Herangehensweise sowie der vom Autor selbst gesetzte Anspruch, »die Wirkungen des Dichters nicht aus dessen Charisma, sondern aus der ästhetischen Struktur und der poetischen Funktionsweise seiner Gedichte zu begreifen«, scheitert letztlich aber an Osterkamps eigentümlicher Interpretation und Deutung, die die Gedichte »Der Gehenkte«, »Goethes letzte Nacht in Italien«, »Hyperion« sowie »An die Kinder des Meeres« aus dem *Neuen Reich* als repräsentativ herausstellt und im Kontext dieser Analyse für Georges Gesamtwerk ein reichlich abstruses »konstitutives Wesensmerkmal« konstruiert: eine Exklusivität von Georges Reich, die sich über »die rigorose Ausgrenzung des Weiblichen« konstituiere und einzig hierin das zentrale Ansinnen des »Meisters« zu verorten sei. Dieses in Karlaufs George-Biographie durchaus differenziert behandelte Thema erfährt bei Osterkamp eine derart weltanschauliche Aufladung, das in einem Abschlußkapitel über »Das Reich ohne Frauen« einen traurigen Höhepunkt erlebt und die Intention des Autors, eine rein poetisch-literarische, an der Dichtung orientierte Darstellung vorzulegen, gänzlich konterkariert.

Sebastian Pella

Kenntnislücken

Christian Plöger: *Von Ribbentrop zu Springer. Zu Leben und Wirken von Paul Karl Schmidt alias Paul Carell*, Marburg: Tectum 2009. 475 S., 34.90 €

Mit Christian Plögers voluminöser Dissertation zu Paul Schmidt-Carell liegt eine nur auf den ersten Blick ernstzunehmende Studie vor. Der Autor versucht, Leben und Werk Carells umfänglich zu untersuchen, stößt dabei aber auf unüberwindliche Hindernisse. Ihm bleibt der Zugang zu den privaten Unterlagen Carells versagt. Somit muß Plöger sich allein auf öffentlich zugängliche Quellen beschränken und kann bestenfalls nur ein Teilbild der Persönlichkeit des ehemaligen SS-Sturmbannführers und Pressesprechers von Ribbentrops liefern. Das schlägt sich in wiederholten Formulierungen nieder, wie Umfang und Auswirkungen von Carells Arbeit »sind nicht genau zu klären«, »ohne dies näher belegen zu können, gibt es jedoch Hinweise …«, »eindeutige Beweise gibt es nicht« oder »kann nur vermutet werden«. Die Aufzählung derartiger Zeugnisse des Scheiterns des Biographen ließe sich problemlos fortsetzen.
Vieles von Carells Tätigkeit vor und nach 1945 (als erfolgreicher Journalist) bleibt im Vagen, hinzu kommen krasse Fehleinschätzungen und Kenntnislücken des Autors, so die Behauptung, »das Deutsche Reich kapitulierte« am 8. Mai 1945 und nicht die Wehrmacht, oder die naive Frage nach den unbekannten Gründen für die Flucht Carells aus dem von den Sowjets bedrohten Berlin. Ist es wirklich so schwer nachzuvollziehen, daß Carell nicht in sibirische Kriegsgefangenschaft gehen wollte, wenn der NKWD ihn nicht sowieso kurzerhand liquidiert hätte? Negativ muß auch das miserable Lektorat bewertet werden. Ständig stößt der Leser auf die Schreibweise »Göbbels«, häufig auf verdruckte Zeilen oder Textwiederholungen, ebenso erschwert das Fehlen eines Namensregisters die Übersicht.

Olaf Haselhorst

Wiederentdeckt: Karl Bernhard Ritter

Wolfgang Fenske: *Innerung und Ahmung. Meditation und Liturgie in der hermetischen Theologie Karl Bernhard Ritters*, Frankfurt a.M.: edition chrismon 2009. 327 S., mehrere SW-Abbildungen, 34 €

Es gab in der Michaelsbruderschaft das – freundliche – Spottwort: »Wenn Karl Bernhard Ritter nicht geheißen hätte, wie er hieß, dann sähe bei uns manches anders aus.« Gemeint war damit, daß es vor allem Ritters Einfluß zu verdanken war, daß die von ihm mitgegründete Michaelsbruderschaft als wichtigste evangelische Kommunität und Trägerin der liturgischen Erneuerung nie verleugnen konnte, daß sie aus dem Geist der Neuromantik geboren war, jener außerordentlich fruchtbaren Verbindung zwischen protestantischer Bürgerlichkeit, idealistischer Tradition, Reform- und Jugendbewegung, die im wilhelminischen Kaiserreich entstand und in der Zwischenkriegszeit ihre Blüte erlebte, aber Wirkung bis in die ersten Jahrzehnte der Bundesrepublik hatte. Karl Bernhard Ritter, der Bruder des weitaus bekannteren Historikers Gerhard Ritter, hat diese Entwicklung in allen ihren Phasen begleitet und endlich in Wolfgang Fenske einen Biographen gefunden (denn um eine Biographie handelt es sich trotz des esoterischen Titels).
Fenske verbindet theologische und historische Kenntnis, ein intimes Verständnis für die geistigen Voraussetzungen wie die politischen Implikationen von Ritters Werk, das eben nicht in seinen Schriften aufging, sondern seinen Niederschlag auch immer wieder in praktischen Umsetzungsversuchen fand. Da die Arbeit als Dissertation konzipiert ist, bleibt vieles auf Andeutungen beschränkt, aber man ahnt, daß dahinter oft noch sehr lohnende Themen warten, bezogen auf eine Strömung mit religiösen, aber nicht nur religiösen, Implikationen, deren Wiederentdeckung sich lohnen würde.

Karlheinz Weißmann

Sozial, national, radikal

Markus März: *Nationale Sozialisten in der NSDAP*, Graz: Ares 2009. 652 S., 34.90 €

»Nationaler Sozialist« und »National-Sozialist« sind zwar eher ungewöhnliche Schreib- oder Bezeichnungsweisen, aber offenbar notwendig, um die Differenz zum orthodoxen »Nationalsozialisten« oder eigentlich »Hitleristen« deutlich zu machen. Daher begegnen sie auch in dem Buch von Markus März über den linken Flügel der NSDAP mit Hinweis auf die Verankerung in der behandelten Zeit, als die Anhänger der Brüder Gregor und Otto Strasser nachdrücklich das Sozialistische ihrer Weltanschauung gegen das Vorherrschen des Nationalistischen bei den »Münchenern« betonten. März räumt allerdings mit der Vorstellung auf, daß der Strasser-Flügel einen gemäßigteren Kurs verfolgt habe oder einfach wegen seiner Teilopposition gegen Hitler die überlegene moralische Position vertrat. Sehr klar wird von ihm hervorgehoben, daß es sich um ein Zusammenspiel zwischen persönlichen Aversionen, Machtfragen und Ideologie handelte. Ganz sicher waren die Vorstellungen, denen man im Umfeld des Kampf-Verlags anhing, nicht realistischer, sondern geprägt von einer Revolutionsromantik, die Hitler längst als illusionär durchschaut hatte, und von einem antiwestlichen Affekt, der in der Außenpolitik eigentlich nur noch »nationalbolschewistische« Lösungen denkbar erscheinen ließ. Daß damit das letzte Wort über den Konflikt zwischen Nationalsozialisten und National-Sozialisten nicht gesprochen ist, versteht sich.

Leider bricht März seine Darstellung mit dem Ausscheiden Otto Strassers aus der NSDAP im Sommer 1930 ab, so daß die weitere Entwicklung bis zur Ermordung seines Bruders außerhalb der Betrachtung bleibt und eine vollständige Biographie weiter zu den Desideraten gehört.

Karlheinz Weißmann

Mulchwärme

Robert Habeck: *Patriotismus. Ein linkes Plädoyer*, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2010. 207 S., 19.95 €

Robert Habeck ist ein sympathischer und freundlicher Mensch. Egal, was er sagt oder schreibt – man kann ihm nicht böse sein. So ziert das Titelbild ein jugendlich wirkender Mann mit offenem, frischem Gesicht, in dessen Obhut als Erzieher man ohne weiteres seine Enkelkinder geben würde. In der Tat repräsentiert Habeck das neue Gesicht der Grünen, da ist nichts von der ideologischen Verkniffenheit eines Apparatschiks wie Jürgen Trittin, dem schrillen Betroffenheitsgestus einer Claudia Roth oder jener politikasterhaften Attitüde von Renate Künast. 1969 geboren, Fraktionsvorsitzender der Grünen in Schleswig-Holstein, Schriftsteller und Vater von vier Söhnen, steht Habeck – laut Klappentext – »für einen neuen Kurs der Eigenständigkeit und Unabhängigkeit seiner Partei«. Böswillig übersetzt könnte man solch eine politische Haltung auch als Beliebigkeit deuten. Manche seiner Vorschläge, die er in dieser »politischen Streitschrift« (Verlagswerbung) macht, sprechen tatsächlich dafür. Beispielsweise sein Vorstoß für eine Reform des kommunalen Wahlrechts, das für ihn keine Frage der Staatsbürgerschaft ist, sondern mit den Rechten der »ausgeschlossenen Minderheit« von acht Prozent der Bevölkerung mit »Migrationshintergrund« zu tun hat. Natürlich solle das Ausländerwahlrecht keineswegs bei den Kommunen haltmachen, »letztlich müssen auch Bundes- und Landtagswahlen allen offenstehen.« Der Autor bezeichnet dies als »linken Patriotismus«, und es ist zu befürchten, daß er das ehrlich meint. Doch die Frage muß schon erlaubt sein, warum ihm die Zustände in den türkisch-islamischen Parallelgesellschaften und die am Horizont drohenden Bürgerkriegsszenarien nicht eine einzige Zeile wert sind.

Für Habeck spricht, daß er sich der üblichen Attacken gegen Konservative und Rechte, die inzwischen jede läppische Party des geistigen Mittelstandes zieren, wohltuend enthält. So traut er sich zwar auf eine spielerisch-überlegene Weise alte linke Zöpfe abzuschneiden, um »all die konservativen Kampfbegriffe« wie »Freiheit, Demokratie, Grundgesetz, Leistung, Familie, Gemeinschaft, selbst Heimat oder eben: Patriotismus« einer »fortschrittlichen Interpretation« zuzuführen, doch wenn es zum Schwure kommt, bleibt all dies vage und realitätsfern. Dabei hat er natürlich recht, wenn er »ein gewisses Maßhalten statt der Maßlosigkeit der entgrenzten Märkte«, oder für junge Familien Teilzeitarbeitsmodelle fordert. Doch relativieren sich derartige sinnvolle Forderungen schnell wieder, wenn man seine Ideen zur Bildungspolitik liest, die auf Kuschelpädagogik und eine Abwertung der Allgemeinbildung hinauslaufen. Habecks Kinder duzen den Trainer der gegnerischen Handballmannschaft. Nun ja. Als »Lackmustest der Freiheit« sieht er im Bereich von Kunst und Kultur vor allem die Förderung einer »liberalen Atmosphäre« in einem »toleranten Umfeld«. Denn wo es Theater, Kleinkunst und ein breites Kulturangebot gebe, »ziehen Homosexuelle in die Quartiere und Städte mit einem reichen kulturellen Leben«, und »wo viele Homosexuelle sind, ist es für Frauen attraktiver zu leben, weil sie weniger bedrängt und angemacht werden. Wo viele Frauen sind, steigt die Geburtenrate, dann kommen Kitas und das Viertel wird kinderfreundlich …« So wäre das Demographieproblem mit tatkräftiger Unterstützung der Schwulenszene endlich gelöst!

Habecks politikphänomenologisch hochinteressante Mischung aus einem mulchwarmen »linken Plädoyer« für Patriotismus und einer völlig realitätsfernen Schilderung der bundesrepublikanischen Verhältnisse berührt die Tragik des sittlichen und noch mehr die Härte und Grausamkeit des politischen Konflikts nicht einmal mit Fingerspitzen. Sein »linker Patriotismus« ist ein dem Grabe entstiegener Verfassungspatriotismus von Habermasschen Ausmaßen.

Mit Merkel, Wowereit und Özdemir habe sich »die Anerkennungskultur gegenüber anderen in den letzten Jahrzehnten positiv entwickelt«. Ein »anderes politisches Spitzenpersonal« sei mehrheitsfähig geworden: »Frauen, Homosexuelle, Menschen mit Migrationshintergrund«. »Muff und Spießigkeit sind abgeschüttelt«, frohlockt der Autor und lobt »die 68er und alle, die ihr Erbe annehmen, diese Gesellschaft liberalisiert und freier gemacht haben.« Heilige Einfalt! Nicht im Ansatz begreift Habeck die Funktion von Politik und die Aufgabe des Staates! Ebenso unfähig und unwillens ist er, die bestehende Ordnung als Verblendungszusammenhang im Sinne Adornos zu begreifen. Immerhin führt uns der erbauliche Klang seiner Theorien in die Ideen- und Gefühlswelt eines »linken Patriotismus«, der, so dünn und anfällig er auch ist, vor allem von der politischen Schwäche und Agonie des sterbenden Konservativismus zeugt.

Werner Olles

»Königin der Herzen«: Luise von Preußen

Der 200. Todestag der Luise von Preußen am 19. Juli 2010 findet eine günstige Konstellation vor: Preußen ist nicht mehr so übel beleumundet wie noch vor einigen Jahren, und das wiedervereinigte Deutschland spürt in der Krise wieder das Bedürfnis nach Orientierung. Luise bietet sich da als feminine Alternative zu all den virilen (und vielfach dekonstruierten) Helden der deutschen Vergangenheit an. Wohl deshalb sind ihr in Berlin und Brandenburg zahlreiche Ausstellungen und Veranstaltungen gewidmet. Fast jeder Ort, der sich mit ihr verbinden läßt (und heute auf deutschem Territorium liegt), ist dabei vertreten: Schloß Charlottenburg, die Pfaueninsel sowie die Schlösser in Paretz und Hohen-



zieritz. Letzteres liegt in Mecklenburg, da Luise eine gebürtige Mecklenburgerin (und damit ein Beweis dafür, daß man nicht als Preuße geboren sein muß, um einer zu sein) war. Im Fernsehen gibt es die Dokusoap »Luise von Preußen – Königin der Herzen« zu sehen, zu der Daniel Schönpflug das gleichnamige Buch (C.H. Beck 2010. 286 S., 19.95 €) verfaßt hat. Die Biographie ist besser, als ihr Zusammenhang mit dem Fernsehformat vermuten läßt, auch wenn Schönpflug seinem Anspruch, Luise in den Kontext ihrer Zeit zu stellen, nicht immer gerecht wird. Dazu mangelt es ihm an Distanz sowohl zur feministischen als auch demokratischen Gegenwart. Es gelingt ihm glücklicherweise auch nicht, die »Mechanismen der Identifikation« aufzubrechen, was er eigentlich vorhatte. Er erzählt die Geschichte der Frau, die jung Königin sein mußte, ohne darauf vorbereitet zu sein, und die in den Jahren nach der Niederlage von 1806 über sich hinauswächst und nicht nur zur »Königin der Herzen«, sondern postum zur »Schutzheiligen der Deutschen« wird. Selbst Schönpflug scheint Luises Anmut, dem weiblichen »Urbild« wie Novalis sie nannte, erlegen zu sein.

Die neue Ordnung

Bereits im 64. Jahrgang erscheint die Zeitschrift *Die Neue Ordnung*. Die von Dominikanerpatres initiierte Aufsatzsammlung mit Redaktionssitz in Bonn ist – trotz des konservativen Duktus, der beiden Zeitschriften gemein ist – nicht zu verwechseln mit der von unserem Redaktionsmitglied Wolfgang Dvorak-Stocker verantworteten Quartalsschrift *Neue Ordnung* aus Graz.

Herausgeber Wolfgang Ockenfels hatte 2009 mit seinem Buch *Das Hohe C. Wohin steuert die CDU?* Schlagzeilen gemacht. Im aktuellen Heft (April 2010) greift Ockenfels die Mißbrauchsdebatte auf. Der »Kollektivschuldvorwurf« gegen »die Kirche« sei absehbar gewesen, zu überprüfen sei hingegen der Anteil heute tonangebender »Moralvermittlungsagenturen« an sexuellen Grenzüberschreitungen. Ein Großteil der Artikel befaßt sich mit Aspekten der Familienpolitik. Johannes Schwarte zitiert in seinem Beitrag über Kinder, Medien und die »Jungenkrise« noch zustimmend den Soziologen und »Jungenforscher« Klaus Hurrelmann, wonach adoleszente Knaben »die Spielregeln moderner Gesellschaften« verweigerten und darum zum Scheitern verurteilt seien. Um solche Kinder nicht täglich stundenlang gewaltverherrlichendem Medienkonsum auszusetzen, sei eine außerfamiliäre Ganztagsbetreuung notwendig. In einem weiteren, hervorragenden Artikel hingegen nennt der junge Doktorand Stefan Fuchs Hurrelmann kritisch einen »Advokaten der Entfamiliarisierung der Kindheit.« Fuchs weist auf die »klaglose Fügsamkeit der C-Parteien« in das Ideal einer »One-size-fits-all«-Ganztagsbetreuung hin, die einen Abschied vom bildungsbürgerlichen Ideal individueller Persönlichkeitsentfaltung bedeute. Der Orientalist Hans-Peter Raddatz wiederum sieht in seinem Beitrag über »Familie und moderne Kultur« Marxisten und »ganzheitsorientierte Neo-Faschisten« – Raddatz führt leider nicht weiter aus, welche Lobbys er damit meint – in bezug auf ihre Familienfeindlichkeit als »natürliche Bundesgenossen des liberalen Kapitalismus«. Zwei Beiträge zur jüngsten Papst-Enzyklika sowie Rezensionen ergänzen den Inhalt.

Das Einzelheft (80 S., einsehbar unter www.die-neue-ordnung.de) kostet 5 €, Bezug über 02241/6 40 39.

Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie

Seit 1948 erscheint quartalsweise die durch Leopold von Wiese gegründete *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* als Publikationsorgan sozialwissenschtlicher Abhand-

lungen. Ein Autorenkollektiv untersucht anhand der PISA-Daten, inweit sich die Schulerfolge von Spätaussiedlern von denen türkischer Einwanderer unterscheiden. Nachgewiesen wird, daß ältere Assimilationstheorien, wonach eine fortschreitende Angleichung aller ethnischen Gruppen an die Aufnahmegesellschaft stattfinde, nicht haltbar sind. Während sich die Gruppe der aus Rußland und Polen stammenden Jugendlichen in punkto Gymnasialbeteiligung dem deutschen Durchschnitt annähert, müssen die Autoren auf den »überraschenden Befund« verweisen, daß türkischstämmige Kinder auch dann deutlich schwächer abschneiden, wenn nur ein Elternteil in der Türkei geboren ist. Migranten aus anderen Ländern tendierten zum türkischen Assimilationsmuster. In einer weiteren Abhandlung untersucht Birgit Becker, inwiefern deutsche und türkische Kinder – gemessen an der Entwicklung ihres Wortschatzes – vom Besuch eines Kindergartens profitieren. Das Ergebnis überrascht kaum: Die Testwerte fallen nach einjährigem Kindergartenbesuch bei den autochthonen Kindern weiterhin günstiger aus, die der Türken haben sich jedoch im Vergleich zum Ausgangswert stärker verbessert.

Gudrun Quenzel und Klaus Hurrelmann untersuchen den Zusammenhang zwischen Geschlecht und Schulerfolg, mithin das neuerdings zutage tretende, historisch bisher einmalige Leistungsdefizit der Jungen. Warum gelingt es Mädchen leichter, schichtspezifische Bildungsbarrieren zu überwinden, warum bevorzugen Jungs stärker ein »leistungsschädigendes Freizeitverhalten«? Hier kommt auch ein bislang wenig bekannter Wissenschaftzweig zu Ehren: die Ungleichheitsforschung. Bemerkenswert sind auch die Ergebnisse, zu denen Marcel Helbig in seiner Untersuchung zur Frage kommt, ob Lehrerinnen für den geringeren Schulerfolg von Jungen (Stichwort: Feminisierung der Schule) verantwortlich seien. Mädchen an Schulen mit vielen weiblichen Lehrkräften weisen demnach eine höhere Lesekompetenz auf, Jungs erhalten dort seltener Gymnasialempfehlungen als an Schulen mit einem höheren Anteil männlicher Pädagogen.

Weitere Informationen zum Fachorgan unter www. kzfss.de, Leserservice: 0611/7 87 81 51.

175. Geburtstag Papst Pius X.

Die Piusbruderschaft dürfte heute bekannter – im populären Sinne – sein als Papst Pius X., auf dessen Patronat sie sich bezieht. Pius X. wurde vor 175 Jahren am 2. Juni als Giuseppe Melchiorre Sarto bei Treviso als Sohn ärmlicher Eltern geboren. Zugleich jährt sich 2010 zum hundertsten Mal der Antimodernisteneid, dessen Schwur Pius X. für alle Kleriker verbindlich machte. Erst 1967 wurde er durch das heute übliche Glaubensbekenntnis abgelöst. Anders als nahezu alle seiner Vorgänger und Nachfolger hatte Pius X. keinen akademischen Grad inne, ebenso ist er der erste und bislang einzige heiliggesprochene Papst seit Pius V. im 16. Jahrhundert. Das Pontifikat Pius X., einem Kandidaten ohne jegliche kuriale und diplomatische Erfahrung, begann 1903 mit einem Eklat – einer der Kardinäle hatte ein Veto gegen den ursprünglichen Favoriten ausgesprochen. Pius X. darf als Konservativer Revolutionär in den Reihen seiner Kirche gelten, der durch seine Reformen (unter anderem eine rundumerneuerte Kodifikation des Kirchenrechts) mit zahlreichen Traditionen brach. Er beförderte die eucharistische Frömmigkeit, die Priesterbildung und die Kirchenmusik; leidenschaftlich setzte er sich für eine Erstarkung des liturgischen gregorianischen Gesangs ein. Mit Frankreich geriet er in Konflikt,



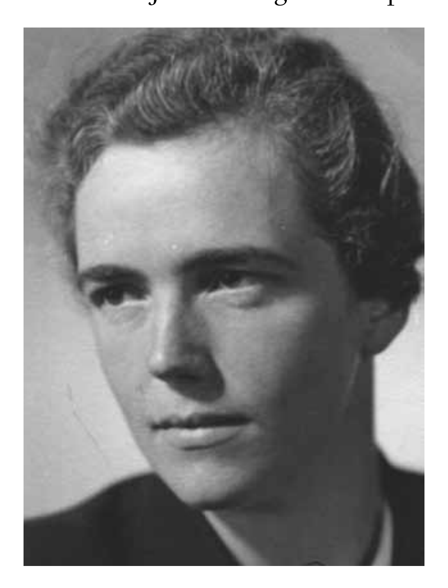
da er die dort eingeführte Trennung von Staat und Kirche nicht billigen konnte, ebensowenig wie aufklärerische Tendenzen französischer Theologen. »Die Partisanen des Irrtums sind nicht nur unter den erklärten Feinden der Kirche zu suchen, sondern, was am meisten zu befürchten und zu bedauern ist, direkt in ihrem Schoße, und je weniger sie Farbe bekennen, desto gefährlicher sind sie«, schrieb er in seiner *Enzyklika Pascendi* (1907).

Jahrzehnte über seine Zeit hinaus (er starb 1914) waren Pius' Verdienste unumstritten. Persönlich galt er als äußerst bescheiden und volksnah, dem vatikanischen Hofzeremoniell stand er gleichsam fremd gegenüber. Die heute einem Traditionalismusvorwurf ausgesetzte Piusbruderschaft übrigens hält auf ihrer umfänglichen Netzpräsenz keine Hinweise auf ihren Patron vor.

Jutta Rüdiger 100 Jahre

Als die beiden jungen Frauen vor 65 Jahren im österreichischen Zell am See verhaftet und interniert wurden, gab es in Deutschland noch keine weiblichen Streitkräfte, und der Begriff »Gender« war gänzlich unbekannt. Von zementierten Geschlechterrollen war dennoch keine Rede, und die beiden hatten sich als »Soldaten an der Front der Heimat« gefühlt. Die eine, Melita Maschmann, ist im Februar dieses Jahres 91jährig verstorben, sie fungierte im Nationalsozialismus als Pressereferentin der Reichsjugendführung. Aus Provokation auch gegen das

nationalkonservativ gesinnte Elternhaus hatte sie als Mädchen den Beitritt zum eher monarchistischen »Bund Königin Luise« verweigert und war heimlich dem Bund Deutscher Mädel (BDM) beigetreten. Ihr Buch *Fazit* mit dem vielsagenden Untertitel *Kein Rechtfertigungsversuch* wurde nach dem Krieg bis in die achtziger Jahre mehrfach aufgelegt. Die andere Inhaftierte war Jutta Rüdiger. Die spätere Psychologin und Reichsreferentin des BDM wurde am 14. Juni 1910 Jahren in Berlin geboren. 1932 trat sie dem Deutschen Studentenbund bei und gründete 1932 die Arbeitsgemeinschaft nationalsozialistischer Studentinnen. Ab 1937 fungierte sie als oberste BDM-Führerin und leitete später die Organisation »Glaube und Schönheit« für die 17- bis 21jährigen Frauen. »Die Erziehung zur Frau und Mutter wurde bei uns nicht großgeschrieben«, sagte sie in einem Interview (*JF* 13/2000). »Die spätere Frau sollte Kameradin und Lebensgefährtin des Mannes sein.« Unverheiratete Frauen seien respektiert worden, und »es wurde großer Wert darauf gelegt, daß alle eine richtige Berufsausbildung, Lehre oder Studium durchliefen.« Für die weibliche Jugend sei diese Norm deutlich einschneidender gewesen als für die männliche, denn »bis dahin gab es im Prinzip immer noch die Zweiteilung in die höheren Töchter einerseits und die ungelernte Arbeiterin andererseits.«



Dr. Jutta Rüdiger arbeitete nach ihrer zweieinhalbjährigen Haft als Kinder- und Jugendpsychologin und versuchte nach ihrer Pensionierung den BDM moralisch zu rehabilitieren. Sie starb 2001.

Studie Porno im Web 2.0

Ende April hat Petra Grimm, Wissenschaftlerin an der Hochschule der Medien in Stuttgart ihre Studie *Porno im Web 2.0* (Vistas Medienverlag, 300 S., 17 €) vorgestellt. Die Ergebnisse bezeichnet sie als nicht spektakulär. »Normale« Pornographie sei heute Teil des alltäglichen Medienkonsums vor allem von Jungen. Mädchen wissen das, teilen das Interesse eher selten aber wissen es zu »handeln«. 69 Prozent der Knaben und 57 Prozent der Mädchen über 10 Jahren hätten schon pornographische Inhalte im Netz »konsumiert«, häufig natürlich zum »Wissenserwerb«. Die generell empfindlicheren Mädchen bevorzugten »ästhetisch schöne« Pornographie und tendierten dazu, schon »nuttige« Darstellungen als pornographisch zu empfinden. Hier zeigt sich Grimm besorgt: Durch solche Unterschiede, die den Befragten bewußt seien, könnte ein »biologistisches Geschlechterrollenmodell fröhliche Urständ« feiern – als hätten »nur Jungen Triebe«. Herausgefunden wurde zwar, daß sich Jungs durch Pornokonsum unter einen »Leistungsdruck« und Mädchen unter einen »Perfektionsdruck« stellten und die Kleinen heute »Sexualität und Partnerschaft« kaum mehr »spielerisch und neugierig« entdecken könnten. Ein grundsätzliches Problem sei das nicht, vielmehr eine »Herausforderung«. Schulen und Sexualpädagogen, so Grimm, sollten das Thema Porno per »Medienoffensive« tunlichst »enttabuisieren.« Und immerhin: »Sexfilme machen konservativ« (*Tagesspiegel*), weil es unter Kindern beiderlei Geschlechts weitgehend als »Treuebruch« gelte, wenn der »Partner während einer bestehenden Beziehung nach Sex im Netz« suche. Klingt logisch und endlich wirklich nach einer konservativen Wende.

Integrationsresistenz

Ausgerechnet die linken *Blätter für deutsche und internationale Politik* (55. Jahrgang, Heft 3/2010; www.blaetter.de) druckten den Vortrag »Integration als Konzept: Die Grenzen der Toleranz« von Josef Isensee ab, in dem dieser von einer strukturellen »Integrationsresistenz des Islam« ausgeht. Die Argumentation des Staatsrechtlers zielt dabei auf die Gefahren, die dem deutschen Rechtsstaat daraus erwachsen. Während Integration an sozialen Gegensätzen selten scheitere, weil hier notfalls der Staat alimentierend eingreifen kann, stelle sich das bei kultureller Differenz anders dar. Aber: »Die *Political Correctness* verwehrt, das Problem der kulturellen Identität und Differenz offen und freimütig zu diskutieren. Ihr widerstrebt, die Differenz überhaupt nur wahrzunehmen.« Es werde in ein soziales Problem umgedeutet. »Eine andere Argumentation leugnet, daß die kulturelle Identität Deutschlands, so es sie denn überhaupt gebe, rechtlichen Schutz verdiene, daß jedenfalls der Staat gehindert sei, den Schutz zu leisten.« Dadurch werden die Möglichkeiten der Erziehung, durch die Schulhoheit die Integration zu befördern, geschmälert. Das Infragestellen eines einheitlichen Erziehungsziels für alle Schüler gefährde die Rechtseinheit und weiche sie im Namen der Toleranz auf. Auch zu den hiesigen Hintergründen äußert sich Isensee: »Nationale Verklemmtheit und Anwandlungen von Selbstflucht und Selbsthaß erklären Verdrängungen, Wahrnehmungen, Tabus der Integrationsdebatte.« Welches Signal senden die *Blätter* an ihre Leserschaft aus? Selbstverständlich hat Isensee in der nächsten Ausgabe Contra bekommen. Immerhin kann der Elfenbeinturm jetzt nicht mehr behaupten, die Probleme seien nicht bis in seine Studierstuben vorgedrungen.

POLITIK UND ZEITGESCHICHTE



ISBN
978-3-902475-53-4
Barbara Rosenkranz
MENSCHINNEN
Gender Mainstreaming – Auf dem Weg zum geschlechtslosen Menschen
168 Seiten, Hc.
€ 19,90

Der Begriff „Gender Mainstreaming" bezeichnet nach außen den Versuch, die Gleichstellung der Geschlechter auf allen gesellschaftlichen Ebenen durchzuführen. Tatsächlich geht es, darum, ein radikal anderes Menschenbild durchzusetzen – und um die mutwillige Zerstörung von traditionellen Werten wie Ehe und Familie. Der neue Mensch soll ganz offensichtlich ohne feste Geschlechtsidentität sein. Barbara Rosenkranz spricht hier von einer der radikalsten Revolutionen, die das Alltagsleben in Europa je betroffen hat.



ISBN
978-3-902475-78-7
Ingo von Münch
„FRAU, KOMM!"
Die Massenvergewaltigungen deutscher Frauen und Mädchen 1944/45
208 Seiten, S/W-Abbildungen, Hc.
€ 19,90

Zu den schlimmsten Verbrechen im Zweiten Weltkrieg gehören die Massenvergewaltigungen deutscher Frauen und Mädchen durch sowjetische Soldaten 1944/45. Das ungeheure Ausmaß dieser Verbrechen und der durch sie verursachten menschlichen Leiden hat jahrzehntelang keine angemessene öffentliche Aufmerksamkeit erfahren. Das vorliegende Buch befaßt sich unter anderem mit der Frage, wie und warum es zu diesen Exzessen gekommen ist. Erlebnisberichte von Opfern und Tätern sind eine wesentliche Grundlage dieser Darstellung.



ISBN
978-3-902475-58-9
Brigitte Neary (Hrsg.)
FRAUEN UND VERTREIBUNG
Zeitzeuginnen berichten
159 Seiten, S/W-Abbildungen, Hc.
€ 19,90

Über die Vertreibung der Deutschen wird hier aus dem Blickwinkel von Frauen berichtet. Das Buch, mit dem die Autorin schon in den USA beachtliche Aufmerksamkeit erregte, läßt Frauen aus Schlesien, Ostpreußen, Rußlanddeutsche, Donauschwäbinnen und andere zu Wort kommen.



ISBN
Becker / Dirsch / Winckler (Hrsg.)
DIE 68er UND IHRE GEGNER
Der Widerstand gegen die Kulturrevolution
2. Auflage,
252 Seiten, Hc.
€ 19,90

Die Ideen der Kulturrevolution von 1968 begannen sich in den siebziger und achtziger Jahren in Politik, Gesellschaft und Medien Deutschlands immer mehr durchzusetzen. Doch diese Entwicklung verlief nicht ohne Widerstand. Nicht nur Konservative, sondern auch reformorientierte Sozialdemokraten und liberale Denker wandten sich gegen die Ideen der „Neuen Linken". Erstmals stellt dieses Buch die Argumente des Widerstandes gegen die 68er zusammen.

Briefe an Alle und Keinen

Hallo Angela M., wir sahen Dich am 9. Mai neben Deinem Kollegen Putin in Moskau auf der Ehrentribüne stehend die Militär-Parade zum 65. Jahrestags des Sieges über »Nazi-Deutschland« abnehmen. Gut, Du bist eine Ossi und eine Frau, und wir wissen doch auch, daß a) für Funktionäre wie Dich der Sieg über das eigene Volk schon immer ein Freudentag war und daß b) ein bestimmter Typ Weib immer zu den Siegern überläuft. Funktionär bist Du noch immer, und warum sollst Du, was Du einmal verinnerlicht hast, jetzt aufgeben; aber daß Du immer noch die Röcke hochwirfst, wenn der schneidige Kalmücke mit der Roten Fahne um die Ecke biegt: Das kommt uns hart an. Laß Dir sagen: Du bist nicht mehr die scharfe FDJ-Schnitte aus MeckPomm.

Freundschaft!
Das Redaktionskollektiv

Werter Professor G. aus M., jahrelang wußten wir nichts von Ihrer Existenz. Jetzt haben Sie ein Einzelheft bestellt und es wieder zurückgeschickt, weil Ihnen die mißverständliche Verwendung eines für Ihr Weltbild maßgeblichen Wortes aufstieß. Um es kurz zu machen: Leute wie Sie sind eigentlich dafür geboren, selbst einmal einen Erguß der kritischen Öffentlichkeit vorzulegen. Leider aber sind Korinthenkacker oft nur deswegen so erfolgreich auf diesem Gebiet, weil sie ihren Hintern nicht hochkriegen. Wir haben uns jedenfalls redlich bemüht, konnten jedoch von Ihnen nichts entdecken im weltweiten Netz außer ein paar verschwurbelten Pädagogikaufsätzen. Hinterlassen Sie doch mal eine Spur, Sie Professor Sie – wo nicht auf unserer Abonnentenlandkarte, so doch wenigstens irgendwo im kargen Land drumherum!

Ans Werk!
Sezession

Frau Mag.a Mischek-Lainer, Frau Univ. Prof. Dr.in Schröder, Frau Orth, uns plagt die Frage, ob es Ihnen drüben in Wien mittlerweile ein wenig besser geht? Gemeinsam mit ihrer Rädelsführerin, Vizebürgermeisterin und Mag. Renate Brauner haben sie sich ja unter der Netzadresse www.frauengegenrosenkranz.at gründlich ausgekotzt. Nicht nur Ihnen war doch »einfach schlecht« (Frau Schröder) bzw. »sofort schlecht« (Frau Orth) geworden, als Sie von der Bundespräsidentschaftskandidatur der FPÖ-Politikerin Barbara Rosenkranz hörten: Weit über tausend Unterstützerinnen mußten sich ebenfalls spontan oder mit Verzögerung übergeben, und das, obwohl Sie (Frau Mischek-Lainer) die moralische Latte für solcherlei Solidarität wirklich ganz schön hoch legten: Jede Person, »die nicht zu jeder Zeit (!) eindeutig die Vernichtung der Juden im 3. Reich aufs Schärfste verurteilt«, gilt Ihnen als unakzeptabel – wahrlich eine Prämisse, die allein lebenspraktisch nicht ganz einfach zu beherzigen ist. Sprich: Wer nicht auch im Moment des Erbrechens beim Anblick der zehnfachen Mutter Barbara Rosenkranz sofort und unmißverständlich die Vernichtung der Juden im 3. Reich verurteilt, sollte seine Kotze schleunigst wieder hinunterschlucken: Er ist Ihrer Form des zivilen Widerstands nicht würdig,

interpretiert flau im Magen
die Sezession

Aber, aber, Herr D., zunächst einmal möchten wir gratulieren, daß Sie auf dem Bildinnenteil der letzten Sezession doch immerhin 10 von 40 Angehörigen der Division Antaios enträtseln konnten. STAHL für Ernst Jünger und ECCE für Nietzsche waren nicht schwer, und ähnlich leicht fielen Ihnen wohl NEXUS (Nolte), DISTEL (Fernau) SEYN (Heidegger) und REICH 1.0 (Bamberger Reiter). Hier lassen Sie uns mal schnell aufdekken, daß REICH 4.0 keineswegs Jupp Derwal, sondern Hans-Dietrich Sander ist. Daß Sie bei THINK, TANK, TAT und DIENST auf Weißmann, Lehnert, Stauffenberg und Friedrich den Großen schlossen, ist mehr als nichts. Auch bei KREIS (George) und POLITIK (Carl Schmitt) lagen Sie richtig. Dann aber verließen sie ihn …
Fein raus ist, wer englisch (DOOM-Spengler), französisch (FEU-Drieu la Rochelle, FEMME-Kositza und DROITE-de Benoist) oder japanisch (YUKOKU-Patriotismus-Mishima) spricht. Ein bißl spanisch-italienische Zunge verbirgt sich hinter Günter Maschkes CUBA NO, hinter den CANTOS von Ezra Pound und dem A NOI! (zu uns!) von D'Annunzio. Das nicht ganz ernst gemeinte EGO NON ist halt lateinisch (Kubitschek), ebenso das SEXUS von Camille Paglia (siehe Portrait in diesem Heft). Neben ihr steht Frank Lissons WIDER, und wenn wir gerade bei den Lebenden sind: QUESTE (Rolf Schilling) und IRRLICHT (Lichtmesz), der wie der frühverblichene FANAL (Böhm-Ermolli) aus Wien stammt. In deren Mitte: 1979 (Christian Kracht, lebt noch). LINKS steht Dutschke, RECHTS Mohler, vom MENSCH (Gehlen) führt der Weg über die GANS (Konrad Lorenz) und den BOCK (Botho Strauß) zu GOTT (Eliade). Fehlen noch FEME (von Salomon), GENDER (Weininger), STATIK (Benn) und KUNST (Syberberg). Wenn Sie das in zwei Monaten noch runterbeten können, gehören Sie zur Familie. Aber tun Sie sich keine GEWALT (Sorel) an!

Eisern,
Sezession

Die Schwäche der radikalen Sexual- und Gesellschaftskritiker ist ihre Weigerung, wahrzunehmen, daß Sexualität eine rituelle Fesselung braucht, damit ihr Dämonismus unter Kontrolle gehalten wird, und zweitens, daß gesellschaftliche Unterdrückung die Lust erhöht. Nichts ist weniger erotisch als ein FKK-Strand. Rituelle Schranken steigern das Begehren.

(aus Camille Paglia: *Die Masken der Sexualität*)

www.sezession.de